Von Benkowitz.

5149

12

Coburger Landes-Bücherei

Ein Gastmahl

von

mehr als sechs Schüsseln.

Mit traulicher Einladung

an

alle Freunde des höhern Genusses.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1797.

Coburger Landes-Bücherei

Vorbericht.

„Ein Gastmahl?" — Ja, meine verehrungswürdigen bekannten und unbekannten Leser! Ein Gastmahl, zu welchem ich Sie alle mit recht herzlichem Wohlwollen einlade. Fragen Sie mich, warum ich dies Büchlein ein Gastmahl nenne, so haben Sie die Güte, mich mit gleichem Wohlwollen einige Augenblikke anzuhören.

Ein jedes Buch ist eine litterarische besezte Tafel, an welcher der Geist Nahrung finden und sich sättigen soll, so wie der Körper an einem wirklichen Tische. Dies allein könnte eine kleine Schuzrede meines Titels seyn. Aber die folgenden Blätter haben auch in der

Form einige Aehnlichkeit mit einem Gastmahl: sie bestehen nemlich aus mehreren Gerichten mancherlei Art. Denn das Einfache ist aus unserer Litteratur durch die periodischen Schriften verdrängt, und so wie der Luxus bei wirklichen Gastmahlen einriß, so geschah dies auch bei den litterarischen: man begehrt die Werke von langem Athemzuge nicht mehr. Danach richtete sich dies Büchlein, und bietet eine Folge von mehr als sechs, von zwölf Schüsseln dar. Und um dem Leser, der auf meine freundliche Einladung erscheint, einigen Hunger zu erwekken, so wird er gleich anfangs auf einen hohen Berg in eine reine ätherische Luft geführt; am Ende aber folgen, wie bei wirklichen Gastmahlen, einige Näschereien, die aus Fabeln und Räthseln bestehen.

Bei diesen Aehnlichkeiten, hoffe ich, sei der Titel dieses Büchleins gerechtfertigt, und ich füge noch hinzu, daß es auch eine Pièce forte darin giebt, eine Speise, von der ich selber noch oft koste,

ste, wenn ich der tröstenden Nahrung bedarf; sie heißt: Euphrosin und der Greis mit der silbernen Wage, und diese empfehle ich vorzüglich meinen Gästen. Zugleich aber muß ich ihnen bekannt machen, daß nicht alles Folgende ganz frisch bereitet ist, sondern daß manches davon vor einiger Zeit schon aufgetischt ward. *) Aber geistige Speisen unterscheiden sich dadurch von den körperlichen, daß sie durch die Dauer nichts von ihrem Geschmak verliehren; im Gegentheil will man behaupten, daß manche Gerichte, die schon vor Jahrtausenden zubereitet wurden, die schmakhaftesten sind.

Auf

*) Die Beschreibung der Heuscheuer, die Bemerkungen über den Doctor Bahrdt, und der Anfang vom Euphrosin standen vor einigen Jahren in der deutschen Monathsschrift; das neue Jerusalem im Archiv der Zeit; die Abhandlung über die Würde des Schriftstellers, über die Bestimmung des Menschen, und die Trennung in der Litteratur und Völkerkunde von Archenholz. Die übrigen Stükke sind neu.

Auf diesen Trost gestüzt lade ich noch einmal alle Leser zu den früher und später bereiteten Speisen freundlichst ein, und füge den herzlichen Wunsch hinzu, daß sie mit behaglicher Zufriedenheit und stärkender Nahrung von diesem Gastmahl aufstehen mögen.

In=

Inhalt.

Seite.

1) Beschreibung eines merkwürdigen Berges in der Grafschaft Glatz 1

2) Das neue Jerusalem in der Grafschaft Glatz . . . 35

3) Der Doctor Bahrdt auf seinem Weinberge. Ein Beitrag zu dem Leben und Karakter desselben 79

4) Judas Ischarioth im Messias von Klopstok 116

5) Ueber die Würde des Schriftstellers, und über ein Gedicht von Schiller 179

6) Euphrosin und der Greis mit der silbernen Wage. Eine Erzählung seltener Art . . . 198

7) Die Trennung . . . 266

8) Apo-

Seite.

8) Apologie des Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. : : 272

9) Ueber die Bestimmung des Menschen, über Wildheit und Kultur 288

10) Scenen aus einem ungedrukten Schauspiele: Die Bildsäulen 304

11) Fabeln : : : 368

12) Anagrammen, Räthsel und Charaden : : : : 377

Beschrei-

Beschreibung
eines merkwürdigen Berges in der Grafschaft Glatz

Einst, an einem Herbstmorgen, den ich mitten in der schönen Grafschaft Glatz, rings mit Bergen umgeben, verlebte, nahm ich Theil an einer Jagdparthie, die man auf einem von diesen Bergen anstellte. Wir hatten noch nicht ganz den Gipfel desselben erreicht, als mir von weitem auf einmal ein auffallender Gegenstand ins Auge fiel. Von einem sehr hohen Bergrüken (Kamm, wie man es dort nennt) schien ein ungeheures Dach emporzusteigen, und sich ansehnlich über den Gipfel aller andern umliegenden Berge

zu erheben. An den Seiten schien es, wie ein gewöhnliches Dach schräge herunter zu gehen, und oben ganz flach abgeschnitten. Auf meine Frage, was dies für eine auffallende Erscheinung sey, sagte man mir, das wäre die sogenannte Heuscheuer, und machte zugleich eine so reizende Beschreibung davon, daß eine ungewöhnliche Begierde in mir aufstieg, dis seltne Gebirge in der Nähe zu sehn.

Ich habe es wirklich gesehn, bester W—, und was es mit diesem außerordentlichen Werk der Natur für eine Beschaffenheit habe, das will ich Ihnen iezt als Augenzeuge recht buchstäblich erzählen.

Es war den 5. Nov. 1794 an einem sehr heitern Tage, als ich mit noch einem Gefährten mich nach der Heuscheuer auf den Weg machte. Da das Fahren in diesen Gegenden, wegen des felsichten Grundes, sehr unbequem, und selbst gefährlich ist, so hatten wir uns entschlossen, den Weg zu Fuß zu machen, und nahmen nichts, als einen Bedienten und ein paar Hunde mit uns.

Der

Der Weg von Mittelsteine a) aus schlängelte sich zuerst zwischen einigen hohen Bergen, dann durch das äußerst lange Dorf Raten, das sich fast bis an das kleine Städtchen Wünschelburg erstrekt. In diesem leztern Ort genossen wir einige Erfrischungen, und nahmen zugleich welche mit, um unser Mittagsmahl auf einer Höhe zu halten, wie man selten zu speisen pflegt.

Wir hatten ohngefehr noch eine halbe Meile bis zur Spitze der Heuscheuer vor uns. Um vier Uhr werden wir wieder zurükkommen, wenn keine Räuber uns anfallen, sagte mein Gefährte scherzend zu dem Wirth. Bis jezt, antwortete dieser, hat man von dergleichen hier noch nie was gehört; aber wenn es nicht bald anders wird, so könnte es wohl so weit kommen.

Diese Antwort machte mich aufmerksam, und ich erkundigte mich näher nach den Ursachen einer solchen Erwartung. Ach, sagte er, die Leute hier umher, müssen verhungern,

 wenn

a) Ein Landguth, zwei Meilen von der Stadt Glaz

wenn der französische Krieg noch lange dauert; sie haben keine Nahrung, wovon sollen sie leben? u. s. w. Man muß wissen, daß aus der Grafschaft Glaz sehr viele Leinwandversendungen nach Holland und Frankreich gemacht werden, und daß diese seit einigen Jahren einen großen Stoß erlitten haben. So äußert dieser blutige und verderbliche Krieg seine Wirkungen bis in die entferntesten Winkel von Deutschland. b)

Es war ohngefehr halb zehn Uhr als wir von Wünschelburg ausgiengen. Gleich vor dem Thore fielen uns die ungeheuren weißlichen Felsen, worauf die prächtige Heuscheuer ruht, wieder in die Augen. Der Weg geht durch eine Ebene, und durch Kornfelder, ja selbst hie und da bergab. Die Aussicht nach Böhmen über das Dorf Kaltwasser, das hier ganz nahe liegt, wird durch keine

b) Seit diesem Zeitpunkt ist freilich der Friede theilweise zu Stande gekommen; aber schwerlich hat dis den Glazern geholfen, da in Holland und Frankreich noch immer Unruhen sind.

ne Berge begränzt, und man sieht ziemlich tief in das Land hinein.

Nachdem wir eine Viertelmeile zurükgelegt hatten, kamen wir auf eine Wiese, die am Fuß der Gebirge lag, und bald nachher, da der Weg uns mit einigen Krümmungen über ein rauschendes Wasser geführt hatte, sahen wir uns gleichsam in einem Kessel, ringsum mit äußerst steilen Felsen umgeben. Diese sind mit Kiefern und anderm Nadelholz bewachsen, und zwischen dem Grün der Bäume erheben sich an den Seiten der Gebirge einzelne Parthien von Felsen, die wie Kirchthürme hervorragen, und den Adersbachschen Felsgruppen sehr ähnlich sind, bloß mit dem Unterschiede, daß diese lezten an der Erde ruhen, jene hingegen in einer Höhe von mehreren hundert Fuß an den Bergwänden hängen.

Ich erstaunte über die Steilheit und Höhe der Felsen, und fieng beinahe an zu zweifeln, daß sie ersteigbar wären. Aber mein Gefährte, der schon öfter die Heuscheuer besucht hatte, führte mich durch einige Gebüsche wirklich zu einem Wege, der auf die Fel-

 sen

sen hinaufgieng. Dieser Weg ist gleichsam die Entree zu der Heuscheuer, und hat mit der Entree zu irgend einer andern Lustbarkeit sehr viel Aehnliches. Hier muß man auf das Vergnügen, das man oben genießen wird, vorausbezahlen, und es durch einige, nicht geringe Mühseligkeiten erkaufen. Da die ganze Gebirgskette hier umher aus Felsen, die hie und da mit Erde bedekt sind, besteht, so führt der Weg unaufhörlich über kahle Steine, und zwar so steil, daß es unmöglich wäre, ihn zu ersteigen, wenn nicht die Felsmasse äußerst höckericht wäre, und treppenartige Absätze bildete. Dieser Weg ist in der Gegend umher unter dem Nahmen: der Leyerweg bekannt, den man ihm wahrscheinlich, wegen der äußersten Langsamkeit, mit welcher man darauf fortkömmt, gegeben hat. Es ist mir wirklich nie in meinem Leben nur etwas Aehnliches vorgekommen. Man muß eine fast senkrechte Höhe von mehr als 1500 Fuß über herabgerollte Felsstücke, über höckerichte und glatte Steine, zwischen Gebüschen und Baumästen, nicht ersteigen, sondern erklettern.

Das

Das sicherste und geschikteste Maulthier in der Schweitz würde hier seine Kunst scheitern sehen und zurükbleiben müssen. Dieser Weg ist schlechterdings nur von geübten Fußgängern zu machen. Sie wissen, daß ich keiner der ungeübtesten bin; aber eine solche Ermüdung, als dies Erklettern der Felsen mir verursachte, erinnre ich mich nie empfunden zu haben. Der Schweiß floß mir stromweise vom Gesicht, und wir waren noch keine halbe Stunde gegangen, als wir schon alle zwanzig Schritte Halt machen musten, um uns wieder zu erholen.

Der Mensch hat äußerst viele Vorzüge vor den Thieren; aber diese haben auch in mancher Rüksicht welche vor ihm. Unterdeß wir mit der grösten Anstrengung die Höhe erstiegen, liefen unsre Hunde ganz leicht bei uns her, und machten wohl gar den Weg doppelt. Es mag zur Schönheit der Menschen beitragen, daß sie nur zwei Beine haben, aber Vortheil würden sie in tausend Fällen davon ziehen, wenn sie, wie Rousseau will, auf vieren giengen. Wir selbst mußten

nicht selten zu diesem Mittel unsre Zuflucht nehmen.

Aber lassen Sie sich durch meine Beschreibung nicht abhalten, lieber W—, denselben Weg zu machen, sollten Sie einmal in diese Gegend kommen. Nicht alle haben die Eile, wie wir, und wenn Sie sich zwei Stunden Zeit zu einer Höhe nehmen, die wir in einer erstiegen: so werden Sie wahrscheinlich nur wenig Schweißtropfen dabei vergießen. Ueberdieß gehört der Leyerweg zwar zu den Mühseligkeiten, aber auch zu den Schönheiten, die man bei Gelegenheit der Heuscheuer kennen lernen muß. Selten wird man eine solche Kühnheit und Wildheit der Natur bemerken, wie hier überall. Zur linken Hand stürzte sich ein Wasser von der Höhe der Felsen herunter, das fast den ganzen Weg über neben uns vorbeifloß, und durch das unaufhörliche Fallen über unebne Felsen ein starkes Geräusch machte. Es wird das Heuscheuerwasser genannt Ich gerieth auf den Gedanken, daß es dasselbe sey, welches bei Albendorf den Bach Kidron vorstellt, wenigstens

fließt

fließt es damit zusammen. Hier lag ein umgestürzter Baum, der demohngeachtet noch fortgrünte, weil er noch an dem mütterlichen Felsenstük hieng, worauf er stand; dort sahen wir ein Polster von tausendjährigem Moose, auf dem vielleicht noch kein menschliches Haupt ruhte. Dann und wann erblikten wir auch das herabstürzende Wasser, dessen Nähe wir sonst nur durch das Rauschen desselben wahrnahmen.

Wir waren ungefehr eine Stunde gegangen, als wir zu einer kleinen Ebene kamen, auf welcher wir einige Hütten und etwas bebauten Aker fanden. Hier hatten wir das seltne Schauspiel, einige Kinder zu sehen, die einen Pflug zogen, um Kartoffeln auszuakkern; denn wahrscheinlich sind die Akerhiere hier äußerst schwer herzubringen und zu erhalten.

Von jezt an gieng der Weg etwas minder steil die noch übrige Höhe hinauf. Auch kamen wir durch ganz vortrefliches Holz, wo man die stärksten Mastbäume zu hunderten hätte aussuchen können: aber schwerlich wird

je einer von diesen uralten Stämmen aus seiner erhabenen Region zu der Tiefe des Meers hinuntersteigen.

Als wir aus dem Walde heraustraten, befanden wir uns auf einer weiten Ebene, von welcher die oben erwehnte kleinere Ebene gleichsam der Vorbote war. Hier hatten wir den erfreulichen Anblik von grünen Saaten in einer so ungeheuren Höhe, zwischen welchen das Dorf Karlsberg zerstreut lag. Man erstaunt, auf einem so hohen Gebirge, auf welches die Lebensbedürfnisse nur mit der äußersten Mühe heraufgebracht werden, menschliche Wohnungen zu finden. Sie sind das Gegenbild von den unterirrdischen Wohnungen in den schwedischen Eisenbergwerken, worin die Menschen oft ihre ganze Lebenszeit hindurch den Himmel nicht erblikken. Auf dieser Ebene ruht die Heuscheuer, oder vielmehr die ungeheure Felsenmasse, die von weitem Aehnlichkeit mit einer Scheuer hat. Jezt erst waren wir bei ihrem Fuße angekommen, und entdekten sie rechter Hand ohnfern von uns in ihrer ganzen Majestät.

Ich

Ich bin mit Vorbedacht so umständlich in Beschreibung dieses Weges bis hieher gewesen, weil es wahrscheinlich nicht leicht wieder zutreffen wird, daß ein Reisender, der seine Reise beschreibt, den sogenannten Leyerweg betritt. Denn auf der andern Seite von Böhmen aus führt eine bequemere Straße zu dieser Ebene hinauf, die mit einigen Unbequemlichkeiten selbst befahren werden kann.

Bei dem Heraustreten aus dem Walde kam uns ein scharfer Wind entgegen, und wir mußten einige Vorsicht gebrauchen, um nach der Erhitzung uns nicht zu schnell abzukühlen; denn die Luft hier oben ist von der im Thal schon merklich verschieden. Linker Hand erblikten wir am Ende der Ebene eine andre Felsenmasse mit Bäumen bewachsen, ohngefehr eine Viertelmeile von der Heuscheuer. Auf dieser Anhöhe ist ein Blokhaus angelegt, worin einige Invaliden zur Besatzung liegen; denn von dort aus wird die ganze Ebene, die so nahe an der böhmischen Grenze ist, kommandirt. Besteigt man also

so dies Gebirge von der Seite der Grafschaft Glatz, so hat man, wenn die Ebene erreicht ist, rechts ganz nahe die Heuscheuer, links, in der Entfernung von einer Viertelstunde, die ihr gegenüberliegende Felsenmasse, vor sich in einer Weite von 500 Schritten ohngefähr, Wald, und hinter sich gleichfalls das vorher erwähnte schöne Holz. So hoch also auch diese Korngefilde liegen, so hat man doch von denselben eine sehr beschränkte Aussicht, und sieht vom Thale unten gar nichts. Die Süßigkeit des weiten Umherschauens kann man erst empfinden, wenn man die Heuscheuer selbst erstiegen hat.

Daß diese, von der Ebene betrachtet, keine Aehnlichkeit mehr mit einer Scheure hat, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen; die Vergleichung mit so etwas Kleinlichem vergißt man hier ganz und gar.

Man erblikt vielmehr eine senkrechte, mehrere hundert Fuß hohe Felsenwand, aus der einzelne Felsenspitzen hervorstarren, und die das Herz mit ganz ungewohnten Empfindungen erfüllt.

Die

Die Natur erscheint hier ganz nakt, aber äußerst prächtig und erhaben. Man sagt, die Felsen seyen die Knochen der Erde; wenn dies ist, so sieht man hier gleichsam das Skelett der Natur.

Aber es macht einen ganz andern Eindruk, als das Skelett eines Menschen oder Thiers. Dieses stößt Schauer und Abscheu ein, jenes Bewundrung und Ehrfurcht. Man fühlt die Hand des Schöpfers, die der Natur, auch von allen äußern Reitzen entblößt, noch so viele Majestät gab.

Längst dieser Felsenwand, die aus einer weißlichen Steinmasse besteht, geht man einige hundert Schritte fort, um zu dem Pfade zu gelangen, der oben hinauf führt. Er krümmt sich um einige Häuser herum, die am Fuße der Heuscheuer liegen, und wir waren kaum einige hundert Schritte allmählich bergan gestiegen, als wir auf eine seltsame Erscheinung stießen, die diesem außerordentlichen Berg, noch in einer andern Rüksicht, Aehnlichkeit mit einer Scheuer giebt, und ihn wahrscheinlich von allen übrigen Bergen

unter-

unterscheidet. Wir fanden nehmlich eine Thür zwischen zwei Felsenklumpen angebracht, die den einzigen Zugang zu dem Berge ausmachte. Dieser sonderbare Berg kann also verschlossen werden, und ist es sonst immer gewesen, indem man den Schlüssel von dem Förster, der in Karlsberg wohnt, holen mußte. Wir fanden sie offen, und giengen nun gleichsam in den Berg hinein. Denn von jezt an windet sich der Weg durch ein Labyrinth von Felsenmassen, die wie die adersbachschen emporstarren, und in tausenderlei Gestalten umherliegen. Doch schienen die meisten die Form eines Kubus oder Parallelepipedums zu haben.

Zöllner vergleicht die Heuscheuer mit einem Haufen Zuker, der aus einer Zukerdose herausgefallen ist. Aber nach dem, was ich von ihr sah, ist sie vielmehr eine ungeheure Felsmasse, auf welcher nur sehr viele einzelne Felsenklumpen umherliegen. Ich möchte sie mit einer kleinen Welt von Felsen vergleichen, die ihren jüngsten Tag erlebte, und wovon Gott die Trümmern hieher warf.

Nach-

Nachdem wir uns eine Zeitlang durch unzähliche Felsenklumpen, bald mehr bald weniger bergan, gewunden hatten, und der Platz um uns her immer sehr enge gewesen war, kamen wir endlich an einen geräumigen Ort, den man den Lustgarten nennt, weil er von Felsen, wie von einer Wand umschlossen ist, und an diesen grenzt der sogenannte Tafelstein, auf welchem wir den ersten herzerhebenden Genuß hatten und recht lebhaft empfinden sollten, daß wir auf der Heuscheuer wären.

Dieser Tafelstein ist ein Felsen, der sich aus einer ungeheuren Tiefe, senkrecht bis an die Heuscheuer hinauf erstrekt, und aus ihr, gleich einem kleinen Vorgebirge, hervorspringt. Der Raum auf diesem Felsen ist so groß, wie ein etwas weites Zimmer, und rings umher mit einer Gallerie umgeben, so daß man ohne Gefahr an den Rand des Abgrundes gehen kann.

Ich würde mich vergebens bemühen, Ihnen die Empfindungen zu schildern, die sich meiner bemächtigten, als ich auf diesen aus-

ſerordentlichen Stein trat. Und denken Sie ſich, welchen Eindruk er auf jeden machen muß, der Gefühl für Erhabenheit und Ueberraſchung hat! Vorher iſt man eine lange Zeit zwiſchen Felſenklippen und auf engen Fußſteigen geweſen, wo man nur wenig Schritte um ſich her ſehen konnte: hier befindet man ſich plötzlich an einem Orte, wo das Auge die zu überſchauende Weite und Höhe unmöglich meſſen kann; hier wird man plötzlich wieder mit der äußerſten Ueberraſchung erinnert, daß man einige tauſend Fuß über dem Horizont erhaben iſt, welches man zwiſchen den engen Felſenklüften beinahe vergeſſen hat.

Die Knie zitterten mir fühlbar, als ich auf dieſen außerordentlichen Stein hinauftrat, auf welchem man gleichſam in der Luft ſchwebt, und meine Bruſt ſchwoll heftig vor Angſt und Freude empor. Senkrecht von einer ſolchen Höhe herunter zu ſchauen, und ſo tauſendfache Gegenſtände zu ſeinen Füßen zu ſehen, erwekt eine Empfindung, die alle Adern durchſtrömt und aufſchwellt. Selbſt

die

die Hunde, die uns begleiteten, schienen das Außerordentliche der Scene zu empfinden, und schauten verwundrungsvoll um sich her. Dann liefen sie an den Rand des Abgrundes hin, kehrten aber mit der äußersten Schnelligkeit zurük, und trauten sich nachher nicht wieder an die schwindelnde Tiefe heran.

Es ist wirklich hier einige Gefahr vorhanden, aber selbst diese Gefahr giebt zu Schönheiten Anlaß. Die Felsen sind nehmlich an mehrern Orten gespalten, und zwischen den Oeffnungen, auf die man oft ganz unerwartet stößt, sieht man in den Abgrund auf grünende Bäume hinunter. Selbst der Tafelstein ist in der Mitte gespalten, und nach einem Jahrhundert wird er wahrscheinlich in die Tiefe hinunter gestürzt seyn. Die Zeit nagt hier sichtbar mit ihrem verwüstenden Zahn, und alle die wunderbaren Steinmassen, die man umher erblikt, sind Ruinen von Steinmassen unter andern Gestalten. Bald wird man die Ruinen von diesen Ruinen sehn. Ueberall sind die Felsen gespalten, überall sind größere und kleinere Klumpen

davon in die Vertiefungen heruntergerollt: sollte von iezt an ein Stillstand in allen diesen Veränderungen beginnen?

Aber ich muß Ihnen noch erzählen, was wir denn alles von diesem erhabenen Standpunkte sahen. Senkrecht herunter bliktes wir auf einen Berg mit Bäumen bewachsen, den man aber schlechterdings nicht von der Ebne unterscheiden kann, weil das Auge nicht geübt genug ist, von oben herab zu bemerken, ob die Gegenstände unter uns einige hundert Fuß höher oder tiefer liegen. Die Bäume in der Tiefe sahen aus wie Buchsbaum oder andre niedrige Kräuter. Blikt man weiter auf, so sieht man tief in Böhmen hinein, und hat eine prächtige Landschaft vor sich, auf welcher in scheinbarer Ebne eine Menge Oerter, Kornfelder, Gehölze, Teiche u. s. w. dicht neben einander zu liegen scheinen, wenn sie gleich meilenweit von einander entfernt sind. Der vorzüglichste Ort, den man erblikt, ist die böhmische Stadt Braunau.

Weiter hin am Horizont wird die Aussicht durch das Riesengebirge begrenzt, über das man nicht hinwegsehen kann, aber das Auge auch gern auf einem so schönen und erhabenen Gegenstande ruhen läßt. Der Gipfel der Schneekoppe, so wie noch eines andern daneben liegenden Berges war mit Schnee bedekt, und dieß bildete ein außerordentlich schönes Schauspiel. Ich erinnere mich nicht, daß je ein Gegenstand in der Natur diesen Eindruk auf mich gemacht hätte. Bekanntlich schimmern alle große Flächen, die nur etwas Licht haben, in der Entfernung stärker, die Lichtpunkte nähern sich einander, das Dunkle dazwischen verschwindet wegen der Weite dem Auge, und es entsteht, wie bei dem Monde, eine ganz glänzende Fläche. So war es bei diesem Schnee, den überdieß die Sonne beschien. Er warf ein äußerst heiteres und helles Licht von sich, das von dem untern dunklen Theile des Berges höchst lebhaft abstach, und sich dem Himmel, dem Urquell des Lichts, näher gelagert zu haben schien. Das ganze Gebirge aber

glich einer ungeheuren Kerze, die auf einem dunklen Leuchter brannte.

Als wir unser Auge an allen diesen Schönheiten gesättigt hatten, blikten wir auf das, was näher um uns herumlag, und eine graue Marmortafel, die dicht bei dem Tafelsteine in einen hervorragenden Felsen eingegraben war, fiel uns ins Gesicht. Man sieht aus ihrer Inschrift, daß sie dem jezigen König von Preußen, der den 10. Aug. 1790 an dieser intereßanten Stelle war, zu Ehren gesezt ist.

Da mir die Inschrift gefiel, so wollte ich sie abschreiben, hatte aber zum Unglük, sammt meinem Begleiter, weder Schreibetafel, noch Bleistift, noch irgend etwas bei mir, das zum Aufzeichnen brauchbar war. Und nun, bester W —, rathen Sie, wie wir uns halfen? Aber Sie kommen in Ewigkeit nicht darauf. Ich fand in meiner Tasche nichts als einige Briefe, ein Taschenmesser und eine abgeschnittene Federspule, die zu einem ganz andern Gebrauch, als zum Schreiben bestimmt war. Indessen schnitt ich, so gut es

gehn

gehn wollte, eine kleine Feder daraus, und mein Gefährte sorgte während der Zeit für die Dinte. Er schlug nehmlich Feuer an, verbrannte die beschriebene Hälfte eines meiner Briefe, feuchtete die Asche davon an, und zerrieb sie in der Hand sehr fein. Dies giebt eine ganz brauchbare Dinte, und ich konnte nun, ohne andre weitre Schreibmaterialien, die Inschrift gemächlich aufzeichnen. Sie sehen, lieber W —, man ist auf der Heuscheuer wie auf einer unbewohnten Insel, und muß zu allerhand Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Inschrift lautet buchstäblich so:

König Friedrich Wilhelm dem Zweiten
Sei dieses Denkmal geweiht!
Er überstieg mit stets erhabnem Muthe
die Hindernisse seiner Zeit;
so stieg er auch auf dieses Felsen Spitze,
dem kühnen Werke der Natur.
Fest, wie auf Preußens Thron, saß er auf hohem Sitze,
dort überschaut er Böhmens Flur.

Dem Kriege wehret er mit seinem sichern Schilde,
Hier blikt sein Aug' voll Majestät, und reiner
Vatermilde,
hin auf sein glüklich Volk.

Am 10. August, 1790.

Auf dem Tafelstein ist eigentlich kein Siz angebracht; wahrscheinlich zielt dieser Ausdruk auf einen noch höhern Ort der Heuscheuer; denn hier ist bei weitem noch nicht die höchste Spitze, obgleich der Major von Rauch, wie man in Zöllners Reisen sieht, ihre Höhe auf ohngefehr 2800 Fuß über der Fläche des Meers berechnet.

Wir stiegen von jezt an durch Felsenklüfte und enge Fußsteige noch ansehnlich bergauf; und was dies für ein sonderbarer Weg sey, können Sie daraus abnehmen, daß wir über viele Treppen kamen, die an den Absäzen der Felsen angebracht waren, und ohne welche man sie nur mit der grösten Mühe und Gefahr besteigen könnte. Ueberhaupt ist der Weg auf die Heuscheuer selbst von unten

an bis oben hinauf ausgebessert, indem man über die Felsritzen Gesträuche und Erde legte. Wahrscheinlich geschah dies vorher, ehe der König sie bestieg.

An Gewächsen fanden wir am Anfange des Weges sehr viel Heidelbeergesträuche, an welchem die Beeren noch saßen, aber nicht mehr eßbar waren, sondern bei der leichtesten Berührung zersprangen. Weiter hinauf fanden wir Nadelholz und einige Birken, aber kein Baum hatte seine gehörige Größe. Zwischen den Felsenklumpen lag sehr weißer Sand, welches um so auffallender ist, da sonst in der ganzen Grafschaft Glatz kein Sand gefunden wird. Wahrscheinlich sondert er sich von den zerbrökkelten Steinmassen ab, und wird vom Regen so weiß gewaschen. Die Bäume, die hier wachsen, haben oft keinen Kubikfuß Erde zur Nahrung, und klammern sich meistens mit ihren Wurzeln, wie mit einer Hand, um die nakten Felsen herum, doch ist die Heuscheuer oben ganz mit Bäumen bedekt. Man sieht daraus, daß

die Natur selbst im Pflanzenreiche mit Wenigem zufrieden ist.

Die einzigen lebendigen Geschöpfe, die wir auf der Heuscheuer trafen, waren ein Rebhuhn, ein kleiner rother Käfer, und ein Geyer, dem es an dieser Höhe noch nicht genung war, sondern der sich noch weit darüber in die Luft erhob.

Wenn man auf die oberste Fläche der Heuscheuer hinauftritt, so erblikt man eine Felsspitze, die ohngefehr 30 bis 40 Fuß hoch ist, einige Absätze hat, und zu welcher drei steile Treppen hinauf führen. Auf dem obersten Gipfel derselben ist eine runde Höhlung in den Felsen, die einen ganz bequemen Stuhl zum sitzen bildet, und deshalb hat der ganze Fels den Namen des Großvaterstuhls erhalten. Dis ist gewiß der höchste Großvaterstuhl in der Welt, und es möchten deshalb nur wenige Großväter ihren Platz darin nehmen. Doch haben schon sehr vornehme Personen darin gesessen, wie man aus den Inschriften an demselben sieht, nehmlich der König von Preußen, der Kronprinz, der

Prinz

Prinz Ludwig, und Sr. Excellenz der dirigirende Minister von Schlesien und Südpreußen, Graf von Hoym.

Auch muß man nothwendig hinaufsteigen, wenn man die schönen Prospekte auf der Heuscheuer genießen will; denn unten wird die Aussicht durch die umherstehenden Bäume verhindert. Wir eilten also freudig hinauf, um unserm Auge recht am vollen Mittag den Genuß des weiten Umherschauens zu geben.

Aus einem Großvaterstuhl ist man nur gewohnt ein Zimmer zu übersehen: aber nun hören Sie, liebster W —, was man aus diesem hier übersieht. Wenn man sich darin niedersezt so hat man den grösten Theil der Grafschaft Glatz mit seinen Gebirgen vor sich liegen, die sich wie Wellen des Meers darin wogen Zwischen diesen erblikt man die Stadt Wünschelburg, eine Menge schöner Dörfer, die sich, gleich Flüssen, in den Thälern fortschlängeln, Teiche, die wie kleine Spiegel an der Erde liegen, und eine große Menge Tannenwälder, die man wie kleine Gartenbeete, mit Pflanzen bewachsen, nach

ihrem ganzen Umfange überschaut. Glatz selbst scheint hinter einem Berge zu liegen, und wird also nicht bemerkt, wenigstens konnte mein Auge es aus der Menge von Gegenständen nicht herausfinden. Ueberhaupt hindert die große Anzahl der Berge rings umher, daß man bei weitem nicht so viel sieht, als man auf einer ebenen Fläche sehen würde. Die ganze Grafschaft Glatz gleicht einer ungeheuren Stadt, worin die Berge die Häuser und die Thäler die Strassen sind. Die Heuscheuer ist einer von den Pallästen dieser Stadt; aber selbst aus dem höchsten Pallast übersieht man bei weitem nicht alles Merkwürdige einer Stadt, und was dicht hinter den Häusern liegt, entgeht uns ganz. So ist es mit der Grafschaft Glatz. Das Bekannte: den Wald vor Bäumen nicht sehen, ist hier beinahe anwendbar; denn man sieht wirklich die Grafschaft vor Gebirgen nicht. Aber was man davon sieht, ist dafür auch, wegen der mannichfachen Abwechselung der Landschaften, äußerst schön.

Wendet man sich rechts auf dem sonderbaren Stuhl, so sieht man die Felsmasse, auf welcher das Blokhaus liegt, und die von dieser Seite den Horizont begrenzt; zur linken Hand ist die Grenze zwischen Glaz und Böhmen; hinter sich aber hat man den Theil von Böhmen, der oben bei Gelegenheit des Tafelsteins schon beschrieben wurde. Ueberall wird der Horizont zulezt durch Berge begrenzt, ohne welche das Auge viel weiter schauen würde. Vorzüglich prächtig erheben sich gegen Osten der Schneeberg, an der andern Seite der Grafschaft, und gegen Nordwest das Riesengebirge, mit der schönen Schneekoppe.

Ich stand jezt auf einer sehr ansehnlichen Höhe, überschaute bei dem heitersten Wetter die herrlichsten Gegenstände, und umfaßte mit einem Blik eine Strekke von vielen Quadratmeilen. Dies alles indeß hinderte nicht, daß ich nicht sehnsuchtsvoll nach der glänzenden Schneekoppe hinschaute, die noch merklich über meinem Standpunkt hervorragte, und an deren Mitte grade eine leichte Wolke

vor-

vorüberschwamm. Wer doch dort oben wäre, dacht ich bei mir, und über alle, alle die Berge ringsumher hinwegsehen könnte!

Wie oft ist dies nicht im menschlichen Leben der Fall! Immer will der Erdensohn höher klimmen, wenn er auch schon über viele Tausende hervorragt; immer sieht er verlangend nach einem höhern Standpunkt, anstatt die Schönheiten, die jezt schon um ihn herum liegen, ruhig zu genießen. Gewiß, mein W —, die Reise durch dies Leben hat viel Aehnlichkeit mit einer Reise ins Gebirge. Hat man einen Berg erstiegen, so sieht man noch einen höhern vor sich, von welchem man eine bessere Aussicht zu haben glaubt; und ist dieser erstiegen, wieder einen höhern. So geht es unaufhörlich fort, und sollte man wirklich die höchste Spitze von allen umliegenden Bergen erreichen, so würde doch gewiß noch vieles zu wünschen übrig bleiben. Vielleicht hätte unser Auge nicht Schärfe genug alle Schönheiten zu überschauen, vielleicht verhüllte eine Wolke uns die ganze Gegend umher, ja vielleicht hätten

wir

wir auf dem ersten Berge mehr Genuß gehabt, als auf dem lezten.

Daß dies selbst bei meinem Wunsch der Fall war, davon überzeugte mich kurz nachher eine Reisebeschreibung durchs Riesengebirge, worin ich folgende Worte fand:

„Die Aussicht auf dem Zobtenberge, besonders auf der Heuscheuer in der Grafschaft Glatz, ist weit vorzüglicher, ja gar nicht mit jener auf der Koppe zu vergleichen.“

Denken Sie also, mein bester W —, an die Heuscheuer und an die Schneekoppe, wenn Sie sich nach einem höhern Standpunkt sehnen sollten. Mich sollen indeßen jene Worte nicht abhalten, bei erster Gelegenheit eine Tour nach der Schneekoppe zu machen; es muß nothwendig auch dort vortrefliche Ansichten geben. Vielleicht traf jener Reisende nur einen trüben Tag. Kurz, sollte ich in der Reise durchs Leben auch auf keinen hohen Standpunkt zu stehen kommen: so will ich wenigstens in der Reise durchs Gebirge so hoch wie möglich steigen.

Sie wissen nun, lieber W—, was in der Entfernung um die Heuscheuer her liegt. In der Nähe bemerkt man ebenfalls einige nicht ganz gewöhnliche Gegenstände. Aus der obersten Fläche dieses Berges nehmlich ragen noch ohngefehr sieben solche Felsspitzen, wie der Großvaterstuhl ist, unter verschiedenen Gestalten hervor. Eine hat in der Mitte eine Höhlung, wodurch man, wie durch einen Rauchfang, nach der andern Seite hinkriechen kann, eine andre hat auf dem obersten Gipfel einen großen Stein liegen, der gleichsam ein menschliches Haupt bildet; kurz, mit einiger Einbildungskraft kann man sich hier ganz sonderbare Gestalten zusammensetzen.

Als wir unser Auge am Nahen und Fernen gesättigt hatten, stiegen wir von diesem erhabenen Sitze herunter, um am Fuße desselben unser mitgebrachtes Mahl zu verzehren. Wir fanden mehrere Brandstellen von Reisenden, die hier gewesen waren; und da kein ganz warmer Wind wehte, machten wir ebenfalls Feuer an. Denn troknes Holz und umgefallne Bäume lagen häufig umher. Die

Luft war hier oben von der im Thal nicht sehr verschieden. Das Thermometer nach Reaumür fiel um zwei Uhr auf sechs Grade über dem Eispunkt, da es unten ohngefehr auf acht Grad gestanden hatte.

Wir machten einige Exkursionen auf der Fläche der Heuscheuer. Ueberall sind die Felsen, wie fettes Erdreich in der Sonnenhitze, geborsten, und die Spalten stehen ein, zwei, drei und mehrere Fuß aus einander, so daß man hier nur mit einiger Vorsicht Wanderungen vornehmen kann. In die Spalten sieht man tief hinunter, und über einige davon ist Strauchwerk und Moos gewachsen, so daß man sie nicht bemerkt. Auch rathe ich den Reisenden, keine Hunde mit herauf zu nehmen, oder sie wenigstens irgendwo anzubinden, wenn sie nicht für dergleichen Fälle schon sehr gewitzigt sind. Es müßte äußerst unangenehm seyn, einen von diesen treuen Gefährten in die Felsritzen hier hinunterstürzen zu sehen; denn aus manchen wäre es ganz unmöglich ihn wieder herauszubringen, und man müßte ihn, wenn ihn der Fall nicht

getödtet hätte, dem Verhungern preis geben. Sie kennen meine kleine possierliche Spitzhündin; diese hätte beinahe ein ähnliches Schiksal gehabt, denn indem ich sie ganz unbesorgt vor mir herlaufen lasse, seh' ich sie plözlich vor meinen Augen verschwinden, und in eine obenbewachsne Tiefe hinunterstürzen. Zum Glük war die Höle nicht tief, und hatte auf der einen Seite einen Ausgang, woraus ich sie freudig wieder hervorspringen sah. Dies Loch mußte| für die Hunde sehr gefährlich seyn, denn kaum hatte der Meinige die unterirrdische Tour gemacht, so fiel auch der meines Begleiters hinein, half sich aber auf dieselbe Art wieder heraus.

Die Größe der obersten Fläche auf der Heuscheuer läßt sich schwer bestimmen, wegen der vielen Bäume und Felsritzen, die man bei einer Wanderung vermeiden muß, Wenn ich mich noch recht erinnere, so enthält die Fronte davon, nach Glatz zu, einige hundert Schritte. An einigen Seiten geht die Felsenwand senkrecht herunter, wie der

Sie-

Giebichenstein an der Stelle, wo Ludwig der Springer in die Saale gesprungen seyn soll.

Aber ich habe Ihnen genug von der Heuscheuer erzählt, und Sie mögen vielleicht am Geist mehr ermüdet dabei seyn, als ich am Körper war, da ich eben den Leyerweg zurükgelegt hatte. Auf unserer Retour wollen wir nicht so viel Zeit hinbringen, als auf dem Hinwege. Wir brauchten dies wirklich im eigentlichen Verstande nicht, denn da die Felsen, wie oben schon erwähnt wurde, treppenartige Absätze haben, so konnten wir ziemlich schnell herunterlaufen. Ohngefehr an der Mitte des Leyerweges hohlten wir eine alte Frau mit ihrem Sohne ein, die beide sehr schwer trugen, und sich eben auf einem Felsenabsatz ausruhten. Auf die Frage, die ich an die Frau that, wie sie auf den Berg hinaufgekommen sey? antwortete sie: sie sey heute morgen hinaufgestiegen, um Werg zum Spinnen zu holen. Ja ich erfuhr von ihr, daß sie diesen Weg sehr oft mache. Sie war 66, und ihr Sohn 45 Jahr alt. Ich erstaunte, wie es möglich sey, diesen Weg in einem sol-

chen Alter und mit einer so schweren Last beladen zurükzulegen, und schämte mich nicht wenig, daß ich ohne Bürde darauf so ermüdet war.. Wie weit kann es der Mensch nicht in jeder Art von Fertigkeit bringen, wenn er von Kindheit an Uebung hat!

Nun, mein bester W—, leben Sie wohl, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche ungeheure Briefe schreibe.

Das neue Jerusalem in der Grafschaft Glatz.

(Bruchstük eines Briefes.)

Wenn man von der Stadt Glatz nach der böhmischen Grenze in der Gegend von Wünschelburg reiset, und dieses Städtchen ohngefehr eine halbe Meile rechter Hand liegen läßt, so kommt man über eine kleine Anhöhe, von welcher man auf ein Dorf in dem Thale hinabschauet. In diesem Dorfe erblikt man auf einem Hügel ein prächtiges Gebäude, das noch den Glanz der Neuheit trägt, und einem Schloß oder Rittersitze ähnlich sieht. Der Vorderseite dieses Gebäudes gegenüber, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, erhebt sich ein nicht gar zu hoher Berg, der überall mit Kapellen und Monumenten bedekt ist, zwischen welchen

Birken und Kiefernbäume hervorragen. Der Raum, zwischen dem großen Gebäude und dem Berge, ist mit Häusern angefüllt, und bildet die Straßen eines Dorfs, das in der Entfernung jedem andern Dorfe ähnlich sieht.

Dieses ist der berühmte Ort, der, wenigstens in dem katholischen Deutschlande überall als ein neues Jerusalem bekannt ist, zu welchem jährlich viele tausend Wallfahrten geschehen und wo ein wunderthätiges Marienbild schon unzähliche Mirakel gethan hat. Sie lächeln, und ich verdenke es Ihnen nicht, da Sie aus einem erzketzerischen Lande sind, und weder an die Wunderkraft eines hölzernen Marienbildes, noch an die Seligmachung der Wallfahrten glauben. Aber lassen Sie uns sehen, ob sich noch mehrere Gegenstände zum Belächeln finden. Ich will Ihnen treulich alles erzählen, was ich in diesem neuen Jerusalem fand.

Wenn man von Glatz aus nach Albendorf hineingehet, so findet man es anfangs nicht anders als jedes andre Dorf. Bald aber sieht man zur rechten Hand eine Pforte,

te, worüber mit großen Buchstaben steht: das Brunnenthor. Neben demselben ist ein kleiner gemaurter Brunnen, aber statt des Wassers sieht man Kalk und Scherben darin. Bald darauf erblikt man vor sich ein anderes Thor, durch welches man in Albendorf hineingeht. Es ist weiß und roth gemauert, nach einer äußerst ärmlichen Bauart, wie ohngefehr die Eingänge zu manchen Bauerhöfen, und darüber steht wieder mit dikken schwarzen Buchstaben geschrieben: das Wasserthor. Ist man hindurch gegangen, so entdekt man bald nachher ein kleines Häuschen, das über einem Bach, der linker Hand fließt, gebaut ist, und das man wegen seiner Lage für ein Waschhaus halten würde. Aber mit Erstaunen sieht man unter demselben ein hölzernes Menschenbein hängen. Sie können denken, daß ich hineilte, diese sonderbare Erscheinung näher zu untersuchen. Hier entdekte ich, daß das anscheinende Waschhaus eine Kapelle sey, worinnen sich ein hölzerner Christus befindet, von mehrerern Kriegsknechten umgeben, die ihn an Strikken ge-

 bunden

bunden halten, und in das Wasser hinunter lassen. Bekanntlich hab'en die Katholiken, außer der Bibel, noch eine Tradizion von den Lehren und der Geschichte Christi, die mit unzähligen Legenden ausstaffirt ist. Hiezu gehört auch folgende: daß Christus, nach seiner Gefangennehmung in der Leidensnacht, von den Kriegsknechten in den Bach Kidron geworfen, und mit Strikken hindurchgezogen sey.

Diese Scene ist hier vorgestellt; aber auf welche Art! Die Kriegsknechte sind theils an der Wand gemahlt, theils in Holz gehauen, so wie Christus selbst: aber alles mit einer Roheit und Grobheit, daß man ein rechtes Grauen davor bekommt.

O Phidias, o Apelles, in welchem Lichte erscheint eure Kunst, nach mehr denn zwei Jahrtausenden, an diesem heiligen Orte, zu dem jährlich so viele tausend Menschen wallfahrten! Euer Meißel und Pinsel ehrte die Gottheit: hier wird sie von beiden geschändet. Billig sollten sich an ein solches Kunstwerk nur die vorzüglichsten Künstler wagen,

und jeder Pfuscher bis zum Honigkuchenbekker herab wagt sich daran.

Vorzüglich ist dies in dem berühmten Albendorf der Fall; denn die Kapelle über dem Wasser ist nicht die einzige in ihrer Art, sondern es giebt deren hier überhaupt vier und neunzig, die in und außer dem Dorfe zerstreut liegen, und worin Scenen aus dem alten und neuen Testament vorgestellt sind. Die ganze Leidensgeschichte Christi ist darunter: man findet hier also den Stifter unsrer Religion wenigstens funfzigmal in Holz ausgehauen. Ich hatte vorjezt schon genug, ihn nur einmal so verunstaltet zu sehn, und wandte mich mit Widerwillen weg, um eines bessern Anbliks zu genießen.

Rechter Hand nehmlich, wenn man von dieser Seite in das Dorf hineingeht, ohngefehr zwei hundert Schritte von der obigen Kapelle, erblikt man den Tempel, der, wegen seiner ziemlich majestätischen Bauart und Pracht, das Auge ganz füllt, und lange Zeit festhält. Ich fand Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Tempel zu Jerusalem, nach den

Kupferstichen, die ich von ihm gesehen hatte. Das Dach ist flach, nach orientalischer Art, außer daß in der Mitte ein kleiner Thurm, und auf beiden Seiten eine Art von Giebelfeld hervorspringt. Es ist mit einer Gallerie umgeben, und hat das Ansehen, als könnte man auf demselben umhergehen. Der Tempel hat zwei Seitenflügel, und ist mit vielen Pilastern an der Vorderseite geziert, die mit der Stukkaturarbeit und dem übrigen Schmuk verbunden, ihm ein ziemlich prächtiges Ansehn geben. Eine Treppe, die fast so breit wie die ganze Antlitzseite ist, und, nach den Lebensjahren Christi, drei und dreissig Stuffen hat, trägt ebenfalls zur Verschönerung des Ganzen bei. Diese Treppe rutschen die Pilger, die hieher wallfahrten, kniend hinauf. Wir Lutheraner aber erstiegen sie mit geraden Füßen, in der festen Ueberzeugung, daß Gott nicht auf die Stellung der Füße, sondern auf das Herz sehe; und daß es ihm gleichviel sey, ob wir mit ermüdeten Knien zu seinem Tempel eilen, oder auf die Art, die er uns selbst zum gehen bestimmte.

Wenn

Wenn man linker Hand in den Seitenflügel des Tempels hineingeht, so kömmt man in einen Gang, der noch von der eigentlichen Kirche, die wahrscheinlich das Heilige vorstellen soll, abgesondert ist. In diesem Gange hängen ringsumher, an den Wänden, mehrere hundert Krükken von Lahmen, die hier gehend worden sind, ungeheure Steine, die Menschen bei sich führten, und eine Menge Gemählde, worauf mancherlei gefahrvolle Lagen abgebildet sind, aus welchen das hiesige wunderthätige Marienbild seine Verehrer rettete. Es ist ein ganz eigner Anblik, so viele Krükken beieinander zu sehen, da man sonst diese Zeugen des menschlichen Elends nur einzeln antrift. Aber bei weitem mehr überraschte mich ein andrer Anblik, der, fast noch lebhafter als die Krükken, auf die heilige Einfalt der Katholiken in dieser Gegend schließen läßt. Ich sah nehmlich in einer Ekke ein Marienbild, dessem übrigens nakten Christuskinde man eine kleine Mädchenmütze, mit Gold und Haubenstrich, aufgesezt hatte. Sie können nicht glauben, welch einen halb

widerlichen, halb lächerlichen Anblik dies gewährte. Wer es recht geflissentlich darauf anlegte, den Aberglauben in einem verächtlichen Lichte zu zeigen, könnte nicht besser, als durch solche heilige Mummereien, zu seinem Zwek gelangen. Hier indessen sind die Menschen für das, was bei dem ehrwürdigen Stifter unsrer Religion schiklich oder unschiklich ist, so abgestumpft, daß sie ihren Spaß mit ihm zu treiben scheinen, und es schlechterdings nicht unterscheiden, was andächtige oder diesen entgegengesezte Empfindungen erregt. Selbst der vernünftige Katholik, der auch mit wahrer Erhebung des Herzens hieher tritt, muß, bei Erblikkung des nakten Christuskindes mit der Mädchenmütze auf dem Kopf, der Andacht vergessen, und zu lachen anfangen. Ein Glük, daß dies ärgerliche Marienbild nicht in der Kirche selbst, sondern am Ende eines Nebenganges angebracht ist.

Aus diesen Nebengängen tritt man auch in einige Kapellen, worin man Vorstellungen aus der Geschichte Christi findet, wovon Protestanten, die keine Tradizion haben, zum

Theil

Theil gar nichts wissen: Z. B. wie Christus mit seinem Vater in der Werkstatt als Zimmermann arbeitet, wie er von seiner Mutter verpflegt wird, das Grab der Maria u. s. w. Alles ist eben so grob und roh vorgestellt, wie in der Kapelle über dem Wasser. An einem Orte sah ich Maria, wie sie einen Strumpf strikte, und ein großes Knaul Wolle neben sich liegen hatte. Die Figuren wurden eben neu angestrichen, welches ihre Häßlichkeit noch vermehrte, denn ihr Gewand war meistens ziegelroth. Uebrigens fanden wir bei diesen Nebengängen noch eine Geisselkapelle, welche, wenn ich nicht irre, die Höhle des heiligen Hieronymus vorstellte, ferner den Kindermord zu Bethlehem, wobei die Häuser der Stadt von Pappe zu seyn schienen, die morgenländischen Könige, welche dem Christuskinde Geschenke brachten u. s. w.

Sie können denken, daß wir uns bei diesen Armseligkeiten nicht lange aufhielten; wir eilten vielmehr in die Kirche selbst, die wenigstens dem Auge etliche Reize darbeut, indem sie äußerst geschmükt ist, und mit vielen

schönen Gemälden prangt. Unter die auffallenden gehört Maria mit einem sehr geschmakvollen Kopfputz, wie sie nehmlich an ihrem Hochzeittage aufgesezt gewesen seyn soll. Was man in Albendorf nicht alles erfahren kann!

Aus dem größern Theil der Kirche tritt man in einen kleinern, vor welchem ein Gitter ist, und der das Allerheiligste vorstellt. Hier ist das wunderthätige Marienbild, um dessentwillen ganz Albendorf so berühmt geworden ist, über einem Altar aufgestellt. Wenn ich in der heiligen Dunkelheit des Orts recht sah, so ist es eine kleine unscheinbare Figur, die man, wegen der Höhe, worin sie steht, mehr ahndet, als sieht. Dies mag wohl vorzüglich dazu beitragen, ihr Ehrfurcht zu erhalten. Denn was man nur halb sieht, das pflegt die Einbildungskraft immer zehnfach zu verschönern. Indessen ist dies Marienbild, das gar viele Gaben und Geschenke erhält, vor einiger Zeit jämmerlich bestohlen, und hat solches bei aller seiner Wunderkraft nicht verhindert.

So schön die Kirche inwendig erscheint, so ist sie doch von außen noch schöner: nur kann man nicht genug bedauern, daß sie, bei ihrer wirklich majestätischen Bauart, in der Nähe betrachtet, verliehrt, indem man alsdann kleinliche und geschmaklose Zierrathen entdekt, z. B. Sprüche mit goldnen Buchstaben u. dgl. Vorzüglich aber erblikt man daran viele grüne Bäume, in welchen ein Marienbild steht, weil das wunderthätige Marienbild, nach der alten Legende, zuerst von einem Blinden in einem Baume gesehen wurde. Man sieht diese Figur bald in einem Tannenbaum, bald in einer Linde, bald in einer Ceder: kurz man kann sagen, daß die Mutter Maria hier eine Frucht ist, die auf allen Bäumen wächst.

Aus dieser Beschreibung, denke ich, werden Sie ohngefähr beurtheilen können, was man in Albendorf zu gewarten hat. Bis jezt aber waren wir noch an dem vorzüglichsten Orte, der hier anzutreffen ist, nehmlich auf dem Berge Moria, worauf der Tempel steht. Hieher kommen denn auch alle Wall,

fahrter zuerst, indem sie die 33 Stufen knieend hinaufrutschen, das wunderthätige Marienbild begrüßen, und in den verschiedenen Kapellen ihre Andacht halten. Sodann fangen sie ihre Wandrung außerhalb an, gehen zuerst in die Kapelle darin die Taufe Christi durch Johannes vorgestellt ist, dann von Kapelle zu Kapelle, beten bei jeder ein Vater unser, einen Engelgruß u. s. w. gehen über den Bach Kidron, nach dem Calvarienberge, der ganz mit Kapellen bedekt ist; nach dem Oelberge; nach dem Berge Quarantena, und wer weiß wohin sonst? Kurz, wenn die Wallfahrt mit allen Krümmungen und Rükwegen zu Ende ist, haben die Pilger einen Weg von 5423 Schritten zurükgelegt, und dies ist gerade so weit, als Christus in der Leidensnacht und an seinem Todestage gegangen seyn soll. Denn vom Oelberge bis zum Hanna, zu Pilatus, zu Kaiphas, zu Herodes, legte er 4605 von dem Hause Pilatus aber bis nach Golgatha 818 Schritte zurük.

Wir fingen an, eben diesen Weg zu machen, aber ich kann Ihnen unmöglich erzäh-

len, was wir alles in den vielen Kapellen sahen. Die Menge der Auftritte aus der Geschichte Christi und der Heiligen, die ganz unförmlich in Holz ausgehauen sind, erschöpfen die Geduld der Schauenden in einem hohen Grade, und würden die Geduld der Lesenden ganz übersteigen. Ich sage Ihnen nur soviel, daß Bildhauerkunst und Mahlerey hier in einer Unvollkommenheit erscheinen, wie sie sich kaum in ihrer ersten Kindheit, als die Griechen in Sicyon noch Umrisse nach dem Schatten der Köpfe an der Wand machten, gezeigt haben können.

Jenseit des Baches, der den Kidron vorstellt, fanden wir rechter Hand, wenn man nach dem Calvarienberge geht, einen vierekkigten morastigen Teich. In der Mitte desselben steht ein hölzerner Engel mit einer Art von Ruder in der Hand, und man sieht daraus, daß es der Teich Bethesda seyn soll. Eine Prozession, oder eine andere Feierlichkeit hatten wir nicht getroffen, aber hier fanden wir eine alte Frau, die von irgend einem Uebel geplagt seyn mußte; denn sie entklei-

dete

dete sich, troz des nicht warmen Novembertages, bei dem Wasser, und fing an sich die Füße zu waschen. Ob solche Menschen nicht eher in den Fall kommen sollten, sich hier Krankheiten zu holen, als sie zu vertreiben?

Weiter hin theilt sich der Weg in zwei Straßen, wovon die eine, die nach dem Oelberge führt, der Weg der Gefangenschaft, die andere, worauf man zu dem Calvarienberge kommt, der Weg des Kreuzes genannt wird. An diesen Wegen fanden wir einige Hütten, mit einem, höchstens zwei Fenstern, woran mit großen Buchstaben: Haus des Pilatus, Haus des Herodes u. s. w. geschrieben war. Ohe!

Die Häuser des römischen Landpflegers und des Königs der Juden hatten, eben wie die aufgepuzten Thore und Figuren in den Kapellen, ein ziemlich neues Ansehen, so daß man wirklich Albendorf in dieser Rüksicht ein neues Jerusalem nennen kann. Nur stießen wir auf eine Handlung darin, die für ein Jerusalem eben nicht passend ist. Auf dem

Wege der Gefangenschaft nehmlich wurde ein Schwein geschlachtet.

Der Calvarienberg enthält, nächst der grossen Menge von Kapellen und Kreuzen, die theils liegen, theils aufgerichtet sind, auch eine Einsiedlerwohnung. Der Einsiedler war nicht zu Hause; denn diese Art Mönche lebt, troz ihres Namens, ziemlich unter Menschen. Ja man hat ein Beispiel, daß eine Großmagd in der Grafschaft Glaz, die alle Tage einem Einsiedler, nicht weit von dem Gute ihrer Herrschaft, das Essen hintrug, nach einiger Zeit mit einem jungen Eremiten niederkam. Der Einsiedler verschwand, und hat vielleicht noch an andern Orten dafür gesorgt, daß die Eremiten nicht aussterben.

Auf dem Berge Quarantena, wie man ihn hier nennt, fällt eine kleine Hütte in die Augen, die einen Felsen vorstellt, auf welchem ein gehörnter Teufel einem hölzernen Christus die Schätze der Welt zeigt.

Sie werden aus allem sehn, daß die ganze Anlage dieses neuen Jerusalems bei denkenden Christen nicht die mindeste Rührung

hervorbringen kann, sondern nur für die gehört, welche unter Menschen den Rang haben, den die hölzernen Figuren unter den Bildsäulen einnehmen. Einen Christus zu sehn, der auf so vielfache Art gemißhandelt wird, die wir aus der Bibel gar nicht kennen, der hier bei den Haaren gerissen, dort in eine Höhle gestoßen, dort überall wund geschlagen wird, der sich die Knie zerfällt, dort ins Wasser geworfen wird, einen solchen Christus zu sehn hält man nicht lange aus, und kann eben so wenig lange davon erzählen. Man könnte auf die Gedanken gerathen, dieses alles hätten Juden gemacht, und wollten dem Erlöser im Bilde nach schmählicher begegnen, als sie ehemals seine Person mishandelten.

Sollte man wirklich zu Jerusalem die Originale dieser Anlagen finden, wie man denn solches hier durchaus behauptet, so wäre das ein Beweis, daß die morgenländischen Christen eben so geschmaklos in der Vorstellung der Leidensgeschichte sind, als ein Theil der Abendländischen.

Wir

Wir wollen dieses alles dahin gestellt seyn lassen; denn es möchte sich der Mühe wohl nicht verlohnen, deshalb nach dem wirklichen Jerusalem zu reisen, und ich will Ihnen lieber erzählen, so viel ich aus mündlichen und gedrukten Nachrichten zusammen bringen kann, wie alles dieses hier eigentlich entstanden ist.

Vor alten, uralten Zeiten, stand auf dem Berge, worauf jezt der Tempel angelegt ist, eine alte Linde, und neben derselben ein halb zerfallner Altar, mit zwei steinernen Leuchtern. So uralt aber auch dieses alles beschrieben wird, so steigen doch die Nachrichten davon höchstens bis in die Zeit der Kreuzzüge hinauf. Denn an dem Altar fand man die Jahrzahl 1218.; er hat seinen Ursprung also während des sechsten Kreuzzugs genommen.

Zu diesem Altar kam oft ein alter blinder Mann, Nahmens Jan, um unter der Linde zu Gott um sein Gesicht zu beten. Wann dieser Mann eigentlich gelebt habe, ist in den Nachrichten nicht zu finden; es scheint aber,

 daß

daß es ohngefehr im vierzehnten Jahrhundert gewesen sei. Einst, als er nach verrichtetem Gebet wieder nach Hause gehen wollte, stieß er sich aus Versehen sehr hart an die Linde, so daß er voll Ungeduld heftig um Wiedererlangung seines Gesichts zu Gott schrie. Plötzlich fühlte er eine entsetzliche Erschüttrung, wodurch er zu Boden fiel, und in dem Augenblik öfneten sich seine Augen, so daß er das grüne Gras erblikte. Als er nun voll Entzükken in die Höhe schaute, sahe er in der Linde ein Marienbild, mit dreifach glänzenden Strahlen um das Haupt, und ein Christuskind auf dem Arm. Vor dieser wunderbaren Erscheinung betete er so lange kniend, bis die Seinigen ihn suchten, und nach Hause führten, indem er vor Freuden außer sich war, daß er sie erkennen konnte, und ihnen seine ganze Geschichte erzählte.

Dieses war das Marienbild, das noch in dem Allerheiligsten des albendorfischen Tempels aufgestellt ist. Woher es also kam, weiß man eigentlich nicht, denn der gute blinde Jan konnte keine Auskunft darüber geben,

indem

indem das Marienbild schon vor der Wieder-erlangung seines Gesichts in den Lindenbaum angelangt war. Wahrscheinlich ist es, wie das Palladium zu Troja, gerades Weges vom Himmel gefallen.

Als die Geschichte von dem sehend gewordenen Jan bekannt wurde strömte von allen Seiten Volk herbei, das wunderbare Marienbild zu sehen und anzubeten. Ja selbst der Herzog Ladislaus von Münsterberg a) der auf der Jagd hieher kam, ließ einen steinernen Altar unter der Linde anlegen, und hielt oft seinen Gottesdienst vor demselben. Wie kam es aber, daß man diesem herrlichen Marienbilde, das so wunderbar erschien, und, gleich bey seinem ersten Eintritt in die Welt ein so großes Mirakel verrichtete, nicht alsobald einen ihm würdigen Tempel erbaute? Wie kam es, daß es sich so lange mit einer

a) So viel ich weiß, und darüber nachschlagen kann, hat nie ein Herzog Ladislaus über Münsterberg regiert. Man wird ihn doch nicht mit dem Schweidnitzischen Herzog Boleslaus, der Münsterberg bekam, und 1301 starb, verwechseln.

Linde und einem Altar unter freiem Himmel behelfen mußte. Hat es vielleicht erst durch das Alterthum, das allen Dingen einen gewissen ehrwürdigen Stempel eindrükt, seine ganze Heiligkeit erhalten?

Mit der Zeit wurde freilich der Zulauf zu dem Marienbilde immer größer, so daß oft der ganze Platz von Albendorf an bis zu dem Dorfe Rathen, das ohngefehr eine halbe Meile davon liegt, mit Menschen, Pferden und Wagen bedekt war. Noch wird auf eine andre Art die häufige Besuchung des hiesigen Marienbildes bewiesen. In einem uralten Kirchenbuche nemlich findet sich, daß die Böhmen, bei einer einzigen Wallfahrt, achtzehn Faß Bier ausgetrunken haben. Hievon läßt sich aber mehr auf die durstigen Kehlen, als auf die Andacht und Anzahl der Wallfahrtenden schließen. Indessen wäre dieser Zulauf wegen der vielen Wunder, die das Marienbild that, eben nicht unwahrscheinlich; denn um die Linde und den Altar her hingen eine Menge Krükken, Fußschellen u. s. w. als Zeugen der vielen Gnadenbeweise, die es hier den

Men-

Menschen gab. Dieses scheint die erste glänzende Periode der albendorfischen Maria gewesen zu seyn. Sie wohnte zwar immer noch, gleich den Vögeln, unter freiem Himmel, hatte aber doch schon, wie die oben erwähnten Wallfahrten beweisen, einen hohen Rang unter den Marienbildern.

Wollen Sie die Geschichte mit dem blinden Jan und die Entstehung dieser Maria nicht glauben, so kommen Sie nur nach Albendorf, und ich will Sie auf eine recht augenscheinliche Art davon überführen; denn hier ist, in einem Nebengange bei dem Tempel, der ganze Vorgang abgemahlt, ja ich kann Ihnen in meinem Gewährsmann b) die Linde, das Marienbild und den Blinden in Kupfer gestochen weisen.

Nachdem besagtes Marienbild ohngefehr ein halbes Jahrhundert auf einer Linde gewohnt hatte, wurde endlich der damalige Besitzer

b) Marianischer Albendorfer erneurter Ehren- und Gnadenthron d. i. ausführlicher Bericht von dem uralten wunderreichen Gnadenbilde rc. Breslau 1731.

sitzer von Albendorf Herr Ludewig von Panowitz auf Lomnitz, durch die vielen Wunderthaten desselben gerührt, und beschloß, ihm eine Kirche erbauen zu lassen. Dies geschah, und sie wurde 1263 von dem Bischof zu Olmütz eingeweihet, indem das Wunderbild von der Linde heruntergenommen und darin aufgestellt wurde. Dem Herrn von Panowitz gehört aber die Ehre der Erbauung nicht allein, sondern er hatte dabei gar wunderbare Gehülfen. Als nehmlich das Gemäuer der Kirche schon fertig war, und das Holz zum Dache dabei lag, um aufgerichtet zu werden, giengen einst am Sonnabend die Zimmerleute aus dem Dorf Stolzenau nach Hause. Unterwegens begegnete ihnen ein wohlgebildeter Knabe, und fragte sie: ob er noch zur rechten Zeit käme? Er hätte Befehl, ihnen bei der Errichtung des Holzgesperres auf der Albendorfer Kirche zu helfen. Da sie sich über den Antrag eines so kleinen Knaben wunderten, verschwand er vor ihren Augen. Als sie aber am Montage nach Albendorf kamen, fanden sie das Holz aufgerichtet, und das Dach fertig,

indem die Engel ihnen in ihrer Arbeit zuvorgekommen waren. Glauben Sie mir auch das nicht auf mein Wort, so will ich Ihnen im Gemälde und im Kupferstiche weisen, wie die Engel das Holz auf das Dach hinauftragen. Und überdies finde ich in meinem alten Gewährsmann von dieser Geschichte folgende Stelle: „So nachmals der Orten und im „Lande ist kund worden, welches folgende „Männer, als Jakob Oelkruk, ein Mann „von 100 Jahren, Melchior Umlauff, ein „Mann von etliche 90 Jahren, unter ihrem „Gewissen ausgesagt haben, daß sie es aus „ihrer Eltern Mund sagen und oftmals erzäh„len hören.

Sie sehen daraus, daß man in der historischen Kritik in Albendorf nicht ganz zurük ist.

Aber die hiesige Maria hat noch viele andere Wunder gethan, die für die gläubige Nachwelt aufgezeichnet sind. Einst überfiel ein Mörder eine Wallfahrterin in dem sogenannten Rathner Grunde, und wollte ihr mit einem scharfen Messer die Kehle abschneiden.

In dieser Angst, schrie sie zu der Albendorfer Maria, und siehe! das Messer wurde in Holz verwandelt. Voll Schrekken warf der Mörder dasselbe weg, die Pilgerin aber hob es auf, und lieferte es in die Kirche ab, wo es wahrscheinlich noch zu sehen ist.

In Albendorf ist ferner ein Brunnen, worüber ein kleines Haus gebaut ist. Ich habe selbst von seinem Wasser getrunken, das, wie fast alles Wasser im Gebürge, recht gut schmekt, und man sollte schwören, daß es ein gewöhnlicher Brunnen sey. Aber mit nichten! In Albendorf ist man auf heiligem Lande: da ist alles rings umher heilig und wundervoll. Hören Sie, wie dieser Brunnen, der Marienbrunn genannt, seinen Ursprung nahm.

Im Jahr 1678 den 7. Junius entdekte man einen nassen Fleck mitten im Wege auf der Erde, der sich auch bei dem trokensten Wetter nicht verlohr. Da man voll Verwunderung hier nachgrub, fand man, daß das Wasser zwischen zwei Steinen hervorquoll,

und

und mußte es nun in den vorüberfließenden Bach Kidron leiten.

Einige Wochen nachher träumte der Anna Maria Schultzin zu Seifersdorf, die ohne Hoffnung an der Wassersucht darnieder lag, und von diesem Brunnen gar nichts wußte, sie würde gesund werden, wenn sie aus dem Marienbrunn zu Albendorf tränke. Sie bat also ihren Ehemann, der eben so wenig von diesem Brunnen gehört hatte, inständigst, ihr daraus einen Trunk zu holen. Er ließ sich bewegen, gieng hin, und fragte nach dem Marienbrunn. Aber kein Mensch konnte ihm denselben nachweisen. Endlich zeigte ihm einer, mit Nahmen Gottwald, den Quell, der seit einigen Wochen entsprungen war. Er schöpfte daraus und brachte seiner Frau. Sie trank, schlief bald darnach ein, erwachte frisch und gesund, forderte zu essen, und weg war aller Geschwulst von Stund an.

Mit Beschämung muß ich gestehen, daß ich bei diesen lezten Wundern keine andern Beweise anführen kann, als die alte gedrukte Legende. Selbst das schlagende Zeugniß der

Ku-

Kupferstiche und die Tradizion vom Großvater fehlt hier. Aber ich habe noch ein anderes Wunderwerk in Petto, das durch gerichtliche eidliche Bekräftigung mehrerer Personen bestätigt ist.

Im Jahr 1679 den 30. May zeigte sich vor Sonnenuntergang, bei ganz heiterm Wetter, ein weißer Schein um die Albendorfer Kirche, von der Spitze an bis auf die Erde, und ohngefehr 80 Schritte breit. An beiden Seiten des Scheines, gegen Mittag und Mitternacht, kamen helle Strahlen auf einen Flek in der mittlern Höhe der Kirche hervor, und zwar so, daß der Strahl gegen Mitternacht etwas kleiner war. Diese Erscheinung hielt nicht etwa einige Augenblikke, sondern einige Stunden an, nehmlich bis in die Dunkelheit der Nacht. Zwischen 9 und 10 Uhr theilte sich der Schein in der Mitte: der obere Theil fuhr in die Höhe, der untere zur Erde; beide verschwanden zu gleicher Zeit.

Diese Erscheinung ist von mehrern Personen gesehen, und von 11 Männern den 2. Febr. 1681, in Gegenwart der bestellten Kommissa-

rien

rien und einiger tausend Menschen, in der hiesigen Kirche erhärtet worden.

Ich kann nicht umhin Ihnen das Protokoll aus meinem alten Gewährsmann herzusetzen, damit Ihnen der Glaube gleichsam in die Hand gegeben werde. Es lautet wörtlich so:

Im Nahmen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit!
Gott Vater, Sohn und heil. Geist!

Zu Ehren der allerseligsten Jungfrauen und Mutter Gottes Mariä, und des ganzen himmlischen Heers, ist Anno 1681 am andern Tage des Monats Februarii, welcher war das Fest Mariä Lichtmeß, über die Vision, welche den 30ten Monaths-Tags May des 1679sten Jahres, über dem Albendorfischen Gotteshaus gesehen, ein ordentliches Examen in facie Ecclesiae gehalten, und durch einen Eidschwur, sambt Verrichtung heiliger Beichte und Kommunion, von hier spezifizirten Personen bestätigt worden.

Specification
derjenigen Personen, welche dieses mit einem Eidschwur, samt Verrichtung der heiligen Beichte und Kommunion, in facie Ecclesiae bestätigt haben.

Als erstlich:

Der Wohl-Edelgebohrne Ritter und Herr Daniel von Osterberg.

Der Ehrenveste und Wohlweise Herr Paul Müller, der Königl. Stadt Wünschelburg wohlbestallter Bürgermeister.

Hans Georg Seidel, Bürger der Königl. Stadt Glatz.

Christoph Geyer, Bürger der Königl. Stadt Wünschelburg.

Matthäus Ardelt, ältester Geschworner in Albendorf.

Andreas Haßler, aus Oberrathen.

Tobias Gottwald, von Uhlersdorf.

Nikel Geyer, von Albendorf.

Georg Teuber von Niederrathen.

Batholowäns Ardelt.

Melcher Teuber.

Frag-

Fragstük

wegen der Vision, welche den 30sten Monats-Tag May des 1679sten Jahres gesehn worden ist:

1.) ob ihr über diesem albendorfischen Gotteshause, einen solchen Schein, wie hier abgemahlt c) (eben diesen Tag und Jahr wie oben) gesehn habt? Resp. Ja.

2.) Ob dieser Schein unbeweglich und unveränderlich, auf eben diesem Ort, auf solche Weise gestanden? Resp. Ja.

3.) Wie lang ohngefehr solcher gesehen worden? Resp. ohngefehr 2 Stunden.

4.) Sind auch etliche, welche das Ende gesehen, welches mit einem großen ausbrechenden Strahl gegen Mittag, und gleich darauf von der andern Seite gegen Mitternacht, mit dergleichen, aber etwas kleinern ausfahrenden Strahlen auf einmal zugleich verschwunden gesehen? Resp. Alle: Ja.

5.) Seid ihr auch bereit, ungezwungen und an-

c) Er ist nehmlich in Kupfer gestochen.

unberedet, oder auf keinerlei Weise dazu angehalten mit einem Eidschwur vor Gott, und seiner überaus gebenedeytesten Mutter Maria, und allen lieben Heiligen solches zu bekräftigen? Respons.

Omnes: Ja

Hiernach folget das abgelegte Juramentum:

Ich N. N. schwöre zu Gott dem Allmächtigen, seiner übergebenedeitesten Mutter, der allerheiligsten und unbeflekten Jungfrauen Mariä, und allen lieben Heiligen, und bekenne, daß ich den 30sten Monathstag May des verwichenen 1679sten Jahres, bei Sonnenuntergang, als ich unterhalb des Weges, auf dem Platze des jüngstentsprungenen Brunnens gestanden, nebst andern mehr Personen, welche damals zugegen waren, dieses Gottes-Haus, von der Thurmspitze herab bis auf die Erde, und ohngefehr auf 80 Schritt breit, bis in den hohlen Weg, mit einem zarten weissen Schein durchaus umgeben gesehen. Welcher ganz unbeweglich auf einem Ort, auf einerlei Weise, durch ungefehr 2 Stunden lang, bis es ganz dun-

kel

kel worden ist, also gestanden, hernach mit einem ausbrechenden großen Strahl gegen Mittag, gleich darauf auf der andern Seite gegen Mitternacht, mit einem dergleichen, doch etwas kleiner ausfahrenden Strahl, in der Mitte vonsammen getheilt, auf einmal verschwunden. So wahr mir Gott helfe, und unsre Frau, und alle lieben Heiligen ꝛc.“

Was sagen Sie nun? Ist hier kein anderes Mittel, als uns nach Albendorf zu verloben, selbst die Wallfahrt, durch alle oben beschriebenen Kapellen, mit Vaterunser und Engelgruß zu machen, und endlich die Ehre unsrer Bekehrung der albendorfischen Maria zu übertragen: oder dürfen wir vorher die Sache ein wenig überlegen?

Zuerst wollen wir uns erinnern, daß die Wunder, die auf des Abbé Paris Grabe geschahen, nicht minder gerichtlich, und zwar von einem sehr aufgeklärten Tribunal in Paris attestirt wurden. und daß sie dennoch sogleich aufhörten, sobald der König befohlen hatte, es sollten keine Wunder mehr ge-

schehen. Vielleicht wäre das auch in Albendorf der Fall, wenn der jetzige Besitzer, Graf Magni auf die Idee käme, die Wunder daselbst zu verbieten. In diesem Fall also wäre die ganze Frucht unsrer Bekehrung verlohren, und wir hätten eine Schutzpatronin, die uns, nach Verlust ihrer besten Gaben, weder in Leibes- noch Seelen-Nöthen beistehen könnte. — Ferner wissen Sie, daß einst, als der Kaiser Julian, Christo zum Trotz, den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen wollte, Feuer aus der Erde fuhr, und die errichteten Mauern wieder zerstöhrte. Dies unter diesen Umständen wirklich außerordentliche Faktum bewegt uns dennoch nicht, sogleich Mirakel zu schreien; sondern unsre vernünftigsten Physiker haben mit sehr viel Wahrscheinlichkeit dargethan, daß in den unterirrdischen Höhlen, die bei Einäscherung des Tempels verschüttet wurden, sich brennbare Luft gesammlet, bei Eröfnung der Höhlen nach und nach mit andern Luftarten vereinigt, Explosionen verursacht, und so die angefangne Arbeit wieder zertrümmert habe. Es könnte

also

also vielleicht, auch mit dem weissen Schein in Albendorf, eine ganz natürliche Bewandniß haben; denn man weiß ja überdies, daß die Phänomene in Gebirgen häufiger sind, als auf dem flachen Lande, und in diesem Fall wären wir wieder angeführt. Lassen Sie uns also vor der Hand warten, ob sich vielleicht die albendorfische Maria auf eine minder unsichre Art offenbaren werde.

Die dritte Periode dieses wunderthätigen Bildes fängt mit der Erbauung des jetzigen Tempels an, und überstralt alle vorherigen. Die albendorfische Maria nemlich steigt von dem Besitz einer Linde und eines Altars zur Herrschaft über einen prachtvollen Tempel, über viele schöne Gemählde, silberne Tafeln, einige hundert Statüen, Krükken u. s. w. empor. Leider verläßt mich mein Gewährsmann in dieser glänzenden Periode fast ganz, und ich kann nur soviel aus ihm herausfinden, daß, sechzehn Jahre nach dem wundervollen Schein, also am Ende des vorigen Jahrhunderts, der jetzige Tempel von dem Herrn Daniel Paschasius von Osterberg, da-

maligen Besitzer von Albendorf, erbauet ist, und zwar gerade so groß, als jener wundervolle Schein sich erstrekte. Dieser fromme Mann hat denn auch die Gegend nach der von Jerusalem angelegt, und dadurch der Mutter Maria eine neue Pracht verschaft, die gewiß eben soviel Bewunderer herbeilokt, als sie selbst. Er reiste dreimal nach Jerusalem, um alles gehörig in Augenschein zu nehmen und auszumessen; ja sogar einmal, wie man erzählt, um zu sehn, ob ein Riegel am heiligen Grabe auch wirklich so und nicht anders beschaffen sey. Aus diesem Umstande, wenn er wahr ist, könnte man auf eine große Genauigkeit schließen, und in Albendorf ein neues Jerusalem recht vor Augen zu haben glauben. Aber der Augenschein widerspricht diesem Wahn zu lebhaft. Der Tempel ist vom Calvarienberge, worauf Christus gekreuzigt ist, nur einige hundert Schritte entfernt; es muß also alles nach dem verjüngten Maasstabe angelegt seyn. Ferner können die Häuser des Herodes und Pilatus unmöglich den Invalidenhäusern, die der

hoch-

hochselige König von Preußen auf den Dörfern erbauen ließ, ähnlich sehen; eben so wenig, wie die Thore von Jerusalem den Thorwegen oder Pforten von schlesischen Bauerhöfen: und dieses ist doch in Albendorf der Fall. Es kann also unmöglich eine Aehnlichkeit der Dinge, ihrer Gestalt nach, statt finden; sondern diese Aehnlichkeit ist wahrscheinlich nur in ihrer Lage zu suchen, so daß z. B. der Calvarienberg dem Tempel gegen Morgen liegt; daß man, wenn man in Albendorf dahin gehen will, durch eine Pforte kömmt, woran der Nahme des Thors zu Jerusalem, das nach Golgatha führt, geschrieben ist; daß zwischen dem Golgatha und Moria der Kidron fließt ꝛc.

Was die vielen Kapellen mit den Vorstellungen aus der biblischen Geschichte betrift, die überall in Albendorf zerstreut sind, so muß ich dabei gestehen, was man so oft im Leben zu gestehen Gelegenheit findet, daß ich nichts davon weiß: daß ich nicht weiß, ob je ein Schriftsteller, der in Jerusalem war, ihrer erwähnt, oder etwas ähnliches sah. Sind

sie dort wirklich vorhanden und nicht besser wie in Albendorf beschaffen, so wird wenigstens kein Türke dadurch zum christlichen Glauben gebracht werden.

Ich denke, Sie wissen jezt hinlänglich, wie Albendorf aussieht. Einem Dorfe ähnlich, wie ein Ey dem andern; ja, Sie könnten wahrscheinlich durchreisen, ohne nur zu vermuthen, daß Sie in einem neuen Jerusalem wären, wenn Ihnen nicht die Inschriften über den Thoren, oder das Menschenbein, das über den Kidron herabhängt, vielleicht auffielen. Aber das wissen Sie bei weitem noch nicht, was das Marienbild hier für mannigfaltige Wunder thun kann, und ich will es Ihnen sagen.

„Bei diesem Gnadenstuhl empfängt, wer bittet, wer sucht der findet, und wer an die Thür klopft dem wird bald das ungeheure Thor der Gnade eröfnet. Bei diesem Gnadenstuhl erhalten die Blinden das Gesicht, die Tauben das Gehör, die Stummen die Sprache, die Kranken Gesundheit, die Kleinmüthigen Trost, alle aber Gnade und Wohlthaten.

ten. Bei diesem Gnadenstuhl werden die Herzen der Hartnäkigen erweicht, die Lippen der Gotteslästerer aufgethan, die größten Sünder, die weit und breit hinzuströmen, meistens bekehrt."

Haben Sie daran nicht genung, so kann ich noch mit mehrerem aufwarten. Aber ich meine, Sie sind hinlänglich gesättigt. Zum Unglück läßt die albendorfische Maria oft ihre Diener, die sie am nächsten um sich hat, im Stich. Als ich da war, lag gerade ein dortiger Pfarrer ohne Hülfe darnieder, und zwar seit langer Zeit; wenn ich nicht irre, an der Schwindsucht. Ich sprach mit dem Schenkwirthe des Dorfs, der mir allerhand Wunder von dem Marienbilde erzählte, darüber, und sagte ihm, es befremde mich sehr, daß die Maria, die so vielen andern hülfe, ihrem eignen Kirchdiener nicht Gnade erwiese; erhielt aber zur Antwort: er würde wohl den rechten Glauben nicht haben.

Sie sehen, der Ruf der hiesigen Maria ist auf alle Fälle gesichert: denn man ertheilt ihr ein ähnliches Vorrecht, wie unsern Aerzten,

 die

die nie zu kurz kommen können. Stirbt der Kranke, so liegt die Schuld an ihm selbst; wird er gesund, so trägt sie den ganzen Ruhm davon. Wie sollte es ihr an Verehrern fehlen?

Das letzte auffallende Wunder, das sie gethan hat, ereignete sich zur Zeit der großen Pest, die sich, vor ohngefehr hundert Jahren, über Europa verbreitete. Sie war auch bereits in die Grafschaft Glatz eingedrungen, nur Wünschelburg und Albendorf blieben noch frei. Da unterredeten sich zween Todtengräber zu Wünschelburg, Hans Meyer und Georg Oscher, mit einander, und verfertigten durch Hülfe des Teufels, der leibhaftig dabeistand, ein bezaubertes Pulver, wodurch alle Menschen, die es genossen, oder nur darüber schritten, des Todes seyn mußten. Bald starben auch fast alle Einwohner von Wünschelburg. Nun wollten die Todtengräber sich auch an Albendorf wagen, und schlichen in der Nacht dahin, um in der Kirche ihr Pulver auszustreuen. Aber hier kamen sie unrecht. Denn als sie an die Grenze gelangten, wo ein

Bild-

Bildniß der albendorfischen Maria steht, und auch dort ihr Pulver ausstreuen wollten, rief Georg Oscher auf einmal: „ach, wie ängstlich wird mir!“ Hanns Meyer aber erstarrte an Händen und Füßen. Darauf hörten sie unter schreklicher Furcht folgende Stimme: „Zurük, zurük mit eurem Vornehmen, ihr kommt damit nicht fort!“ Mit Angst und Zittern giengen sie zurük. Hanns Meyer erkrankte bald, und nahm ein schrekliches Ende; Georg Oscher aber wurde zu Glatz lebendig verbrannt.

Die armen Todtengräber, die daran Schuld seyn sollten, daß Wünschelburg, als die Pest sich über ganz Europa verbreitete, nicht frei davon blieb! Auf der Folter wird Georg Oscher freilich alles bekannt haben, was man von ihm verlangte.

Ich glaube, Sie schenken mir die Beweise für dieses Wunder, da es an sich selbst schon das Gepräge der Wahrheit trägt. Außer allem dem Erzählten hat unsre Maria noch viele tausend andre Wunderwerke verrichtet, und von 1679 bis 1730, in einem halben Jahrhundert also, sind 17932 Personen durch sie von aller-

hand geistlichen und leiblichen Nöthen befreit worden. Unter diesen sind 110 Stokblinde, die sehend wurden, 1598 geheilte Lahme und Krumme, 825 von der Epilepsie befreite, 34 vor Pest, Gift und Zauberei Beschüzte, 4 vom bösen Geist Erlöste, 10 der Besitzung des Teufels Entführte, 2 aus dem Fegfeuer Erlöste, 2586 von der Colika und Reißen in den Gliedern Hergestellte, u. s. w.

Wo ist in ganz Europa ein Arzt, der sich einer so weitläuftigen Praxis und so vieler glüklichen Kuren rühmen kann? Muß man es nicht für ein Wunder halten, wenn weit und breit umher noch ein Lahmer, ein Blinder und überhaupt noch ein Kranker zu finden ist? Doch habe ich dieser Wunder selbst in Albendorf genug gesehen.

Für diese überaus großen Gnaden hat denn auch die albendorfische Maria von dem Pabst Clemens XI., der zu Anfange dieses Jahrhunderts zur päbstlichen Tiara kam, einige Indulgenzen oder Ablasse erhalten. In dem einen, vom 29sten Julius 1718, heißt es unter andern:

Um

„Um die Religion der Gläubigen, und
„das Heil der Seelen zu vermehren, ver-
„leihen wir allen Getreuen Christi beider-
„lei Geschlechts, die, nach gethaner
„wahrhaftigen Buße und Beichte, und
„nach Genießung des heiligen Abend-
„mahls, die Pfarrkirche der seligen Jung-
„frau Maria zu Albendorf in der Prager
„Diözes, am Fest der Heimsuchung Ma-
„riä, von der ersten Vesper dieses Ta-
„ges an bis zu Sonnenuntergang, jähr-
„lich in Andacht besuchen, und daselbst
„für die Eintracht der christlichen Fürsten,
„Ausrottung der Ketzereien, und Erhö-
„hung der heiligen Mutter Kirche, from-
„me Gebethe zu Gott schicken, barmher-
„zig in dem Herrn, vollkommne Verge-
„bung und Nachlassung aller ihrer Sün-
„den."

Ein Glük, daß der gemeine Haufen zu dumm ist um konsequent oder systematisch zu handeln; sonst würde jeder Ablaß ein Privilegium zu allen Bosheiten für ihn seyn, und die

die Gegend, um eine solche privilegirte Stätte, von Verbrechern aller Art wimmeln. Es wäre wirklich nöthig, daß ein neuer Luther aufträte, um auch im südlichen Europa der Ablaßkrämerei und andern Mißbräuchen ein Ende zu machen.

Bei allem Nachtheil aber, den der Aberglaube mit einem wunderthätigen Marienbilde verursachen kann, sieht man, auf der andern Seite, auch nicht den mindesten Vortheil für die Menschheit davon: er müßte denn für die Wärter des Bildes seyn. Sonst ist er wirklich noch unfruchtbarer, als die Felsen bei dem alten Jerusalem jezt seyn sollen. Mit allen Wallfahrten wird auch nicht ein Saamenkorn in der Erde erzeugt. Wenn man die unvernünftige Andacht wenigstens auf etwas Gutes gelenkt hätte! Die Griechen widmeten den Oelbaum, an dessen Fortpflanzung ihnen gelegen war, der Minerva, die Eiche der Rhea, die Buche dem Jupiter. Widmeten die Bewohner Albendorfs ihrer Maria doch die Linde, damit wenigstens schöne Lindengänge in ihrer Gegend

gend entständen! Hätte man, doch den Wallfahrtern, statt des ewigen Kniens und Betens, die Besserung der beschwerlichen Wege im Gebirge aufgelegt! so verdankten die Ketzer, welche an jenen Wundern nicht Theil nehmen können, der albendorfischen Maria wenigstens etwas. Jezt aber ist für den denkenden Menschen kaum ein vernünftiger Gedanke in ganz Albendorf aufzuhaschen.

Mir kam dort der Einfall, daß es vielleicht nicht übel angebracht sey, wenn mehrere Nachahmungen merkwürdiger Gebäude und Gegenden, aus andern Ländern und Welttheilen, auf deutschen Grund und Boden verpflanzt würden. Eine treue verbürgte Copie solcher Gegenstände, deren Geschichte oder Beschreibung uns von Jugend an beschäftigt, ohne daß die Mehrheit der Wißbegierigen sich schmeicheln darf, jemals durch eigne Ansicht mit ihnen bekannt zu werden, müßte, wofern sie auch noch so sehr nach verjüngtem Maaßstabe angelegt wäre, dennoch eben so viel zur Belehrung, als zur Unterhaltung der Nachbarn

barn dieser Anlagen beitragen, und selbst solche Reisende herbeiloken, denen ökonomische oder anderweitige Verhältnisse nicht erlauben, sich ausserhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu verliehren.

Sie sehen, wie weit ich mich versteige, um aus Albendorf irgend einen angenehmen Traum mit nach Hause zu nehmen.

Der

Der Doktor Bahrdt auf seinem Weinberge.

Ein Beitrag zu desselben Leben und Charakter.

Es ist vielleicht keine ganz verlorne Mühe, einige Bemerkungen über den Werth oder Unwerth eines Mannes zu machen, auf den seit drei Jahrzehnten sein Vaterland aufmerksam war, der so merkwürdige Schiksale hatte, der so viel litt, so viel handelte, der so viel kränkte, so viel gekränkt wurde, so rastlos in litterarischen und Amtsgeschäften war; der ferner so viele Würden und Stände durchgieng, der als Magister, Professor, als Doktor, als Direktor eines Erziehungs-Instituts, als Gene-

neral=Superintendent, als Exulant, von neu=em als Universitätslehrer, und endlich als — Gastwirth auftrat, und vielleicht auf diesem lezten Standpunkt erst an seinem Ort war. Man vergesse das Wörtlein vielleicht nicht; denn es ist schwer in der Bestimmung eines Mannes etwas zu entscheiden, in dessen Charakter soviel Hervorspringendes und Verstecktes, soviel Konsequentes und Widersprechendes, soviel Gutes und Böses lag. Ich fragte einst einen von seinen vertrautesten Freunden, ob die Grundlage in seinem Charakter gut oder böse sey? und er antwortete mir: er wisse es nicht; Bahrdt sey ein moralisches Räthsel, eine Tiefe, in der das Senkblei nie den Grund erreiche. Ich unternehme also nichts weniger, als diese Tiefe zu sondiren; ich bescheide mich bloß, einige Data von seinem Betragen, seiner Lebensweise und einigen Geschichten, die in seinen lezten Lebensjahren mit ihm vorfielen, zu liefern, um dadurch seinem Charakter wenigstens von fern auf auf die Spur zu kommen. Man erwarte aber nichts Großes, nichts an

sich merkwürdiges. Nur kleine Züge, nur Szenen, die, in Rüksicht auf diesen Mann, merkwürdig sind, kann ich erzehlen; aber aus kleinen Zügen läßt sich oft der Charakter am besten beurtheilen. Ich werde mich bei dem, was ich von ihm weiß, an die unverdeckte Wahrheit halten, und kann dieß um so mehr, da ich ihn persönlich kannte, da ich oft Gelegenheit hatte, ihn bei interessanten Vorfällen zu beobachten, und von manchen Auftritten, die ihn charakterisiren, Augenzeuge war.

Die Seite, von der dieser merkwürdige Mann vielleicht am besten und vortheilhaftesten sich zeigte, war sein gesellschaftlicher Umgang. Er war freundschaftlich, offen und ungezwungen; er wußte mit jedem nach seinen Fähigkeiten sich zu unterhalten, und flößte bei der ersten Bekanntschaft Zutrauen ein; dabei sprach er schön, präcis und gedankenvoll, und drückte sich im Konversazionstone völlig so gut aus, wie in seinen Schriften. Er redete fast über jeden Gegenstand mit Kenntniß, deklamirte richtig und mit Wärme,

und verrieth in seinen Gesprächen den sanftesten und besten Charakter. Eine Aeußerung besonders hörte ich oft aus seinem Munde. Er meinte nehmlich, unsre Ehrfurcht und Andacht in der Religion sey auf manche Dinge gerichtet, aus denen für die Moralität nicht viel Wirksames herfließen könne. So lange das Gesetz der Liebe nicht in seinem ganzen Umfange geübt würde, so lange man, den geringsten Menschen nur durch einen Wink zu beleidigen, oder den kleinsten Wurm zu quälen, nicht für eben so abscheulich hielte, als über das heilige Abendmal lachen, und über die Taufe spotten, so lange den Kindern solche Grundsätze nicht von der zartesten Jugend an als Hauptstüke der Religion eingeflößt würden, und jedem Christen das Wohl andrer Geschöpfe eben so heilig wäre, als die ersten Glaubens-Artikel, so lange würde an keine große Verbesserung auf unsrer Erde zu denken seyn.

So schön sprach der Mann, der in seinen Schriften so viele vorzügliche Menschen kränkte, und jenes Bessere schien doch so

recht

recht aus der Fülle seines Herzens zu kommen. Bei Religionssachen überhaupt redete er mit Eifer, und in der Disputirkunst war er so gewandt, daß ihm so leicht keiner beikommen konnte. Ich erinnre mich, daß er einst gegen eine Anzahl Theologen den Satz behauptete: die Apostel und Evangelisten im neuen Testament hätten blos natürliche Religion gehabt, ja, wären selbst überzeugt gewesen, daß nichts Positives im Christenthum sei; und es konnte keiner gegen ihn etwas ausrichten, weil er im neuen Testament ganz zu Hause war, und die Sprüche zu seinem Vortheil so scheinbar anzuführen wußte.

Uebrigens sprach er viel, mit Erfahrung, und hatte besonders einen großen Schatz von Anekdoten, die er mit vieler Anmuth und Beredsamkeit erzählte. Unter diesen war vorzüglich eine, die er mit besonderm Vergnügen anbrachte, und ich erlaube mir, sie ihm nachzuerzählen, um wenigstens an einem Beispiel zu zeigen, von welcher Art sie ungefähr waren.

„In Leipzig nehmlich kömmt einst zur Meßzeit ein schlechtgekleideter Student in ein Haus, wo man sehr theure Weine verkauft, und fordert eine Bouteille von dem allerbesten. Der Wirth giebt sie ihm nach einigem Bedenken, und der Student läßt sich den edlen Nektar vortreflich schmekken. Als er an dem lezten Glase schlürft, erkundigt er sich, was er schuldig sey, und da die Summe mehrere Thaler beträgt, so legt er dem Wirth ganz naiv die Frage vor: ob er ihm die Bezahlung erlassen wollte, wenn er ihm ein Lied vorsänge, von dem er selbst gestehen müßte, daß es ihm gefiele? Der Wirth fängt sogleich an heftig dawider zu protestiren und fordert seine Bezahlung in baarer Münze. Der Student wiederhohlt seinen Antrag: die Gesellschaft wird aufmerksam, man redet dem Wirth zu, den Akkord einzugehen, indem er ja zu allen möglichen Liedern sagen könne, daß sie ihm nicht gefielen. Der Weinhändler muß endlich nachgeben. Man erklärt die Bedingung für gültig, und nun hebt der Musensohn an:

Rosen

Rosen auf den Weg gestreut ꝛc.

Nun Herr Wirth, wie gefällt ihnen dieß?

„gar im geringsten nicht.“

Nun dann, ein anderes!

Warum sind der Thränen ꝛc.

Dieß gefällt Ihnen doch?

„auch nicht, auch nicht!“

Aber dieß:

Blühe, liebes Veilchen ꝛc.

„Nichts, nichts! dieß alles gefällt mir nicht! ich will meine Bezahlung.“

Nun so muß ich denn wohl dran.

Indem zieht der Student seinen Geldbeutel heraus, fängt an aufzuzählen, und singt:

Thu auf das Beutlein dein,
der Wirth, der will bezahlet seyn!

Nicht wahr, Herr Wirth, das Lied gefällt Ihnen doch?

„o ja, das gefällt mir!“

Sogleich streicht der Student sein Geld wieder zusammen, ruft die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Bedingung erfüllt sey, und geht ganz gravitätisch fort.“

Dergleichen Anekdoten, so unbedeutend sie auch seyn mochten, bekamen in seinem Munde einen eignen Reitz, weil er mit Feuer, mit Laune, und mit passender Pantomime erzählte. Alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, und zu einem vortreflichen Gastwirth. — Man kann sich wirklich, wenn man sein Leben überdenkt, des Gedankens nicht erwehren, daß er, bei allem seinem Latein und tiefer Kenntniß der orientalischen Sprachen, bey allen theologischen und schriftstellerischen Talenten, dennoch am besten für sich und seine Nebenmenschen als Gastwirth placirt war. Der Faden seiner Geschichte und die Resultate daraus schienen dieß wirklich zu beweisen. Herausgeworfen aus allen Sätteln, in die er schön zu passen schien, saß er endlich fest in diesem, und würde sich wahrscheinlich noch lange darin gehalten haben, wenn nicht der Tod, der nicht Rüksicht darauf nahm, daß dieser Mann endlich einmal an seinem Platz sey, ihn so unsanft herausgehoben hätte. Was hätte ihn sonst aus diesem lezten Zu-

fluchts-

fluchtsorte, aus dieser bescheidnen Würde vertreiben können? Zwar hohlte man ihn vor einiger Zeit wider seinen Willen nach Halle, und von da nach Magdeburg; aber dieß war nur ein Intermezzo in dem lezten Akt seines Schauspiels. Er spielte nachher mit neuem Glanze seine Rolle auf dem berühmten Weinberge fort. a) Hier war er wirklich in seinem Elemente; hier war er losgerissen von allen Geschäften, worin strenge Rechtschaffenheit und unverbrüchliches Ehrenwort erforderlich sind; hier konnte er keine Kabalen schmieden, und war keinen von andern ausgesezt, hier konnte er Oekonomie, sein Lieblingsfach, treiben, und ohne Bücherschreiben sich ernähren; hier konnte er endlich in allem Maaße seine gesellschaftlichen Talente zeigen, und ohne Schriftsteller zu seyn mit seinem großen Nahmen wuchern. Denn wer war nicht begierig

 den

a) Als er von Magdeburg zurükkam, war der Zulauf bei ihm in der ersten Zeit außerordentlich groß, und er konnte sich in mancher Absicht zu dem überstandnen Mißgeschik gratuliren, weil die Szene dadurch interessanter geworden war.

den berühmten Bahrdt kennen zu lernen? Welcher Reisender, der durch Halle kam, wollte nicht den großen Doktor der Theologie als Gastwirth sehen? Er war selbst der größte Magnet, der alles rings umher an sich zog, und hatte auch seinem Aufenthalt mancherlei Reitze gegeben, die allein schon im Stande waren, Gäste an sich zu lokken.

Sein Weinberg war das angenehmste und eleganteste Kaffeehaus um Halle, und hatte eine vortrefliche Lage, eine Viertelmeile von der Stadt. Die Wohnung selbst liegt auf der höchsten Spitze des Hügels, und man schaut von dort weit umher auf die umliegenden Gegenden herab. Mit einem Blick umfaßt man Halle in seiner ganzen Größe und das jenseitige Gebiet; näher sieht man vielfache Arme der Saale mit den Inseln, die sie bilden; den schönen Felsen Giebichenstein, umliegende Weinberge, und weit umher mancherlei Dörfer. Dieser reizende Ort wurde durch einen großen Zusammenfluß von Menschen, der nicht selten zu vier bis 500 Personen anwuchs, verschönert. Und dieß

war kein Wunder. Bei so mancherlei Vergnügungen konnte man hier alles um die mässigsten Preise haben, und Luxus war ganz und gar verbannt. Aber die schönsten Früchte nach den Jahrszeiten: Kirschen, Aprikosen und Weintrauben waren hier in großer Menge, und der Absatz davon war so groß, daß an manchen Tagen, wo der Zulauf am stärksten war, für 20 Rthl. Kirschen verkauft wurden.

Bahrdt selbst mit seiner Familie hatte sich auf einen kleinen Raum in seinem Hause reduzirt, und seinen Gästen vier Stuben und einen großen Saal abgetreten. Aber am brillanten Tage reichten diese Zimmer nicht zu, und ein Theil der Gesellschaft sah sich dann genöthigt, sich unter freiem Himmel um das Haus her zu etabliren.

Manchmal waren auch die Lebensmittel von der großen Anzahl Menschen rein aufgezehrt, und es entstand ein allgemeiner Mangel wie in einer ausgehungerten Festung. Ein solcher Tag war der Begräbnißtag seiner ältesten Tochter, von der ich unten mehr reden

 werde.

werde. An diesem wurde, wegen Mangel an Raum, Koffee von der Bahre getrunken, auf der die Verstorbne sollte hingetragen werden, und um 5 Uhr Nachmittags war alles Eß- und Trinkbare, wie von ägyptischen Heuschrecken, bis auf den lezten Bissen verzehrt, so daß kein Fleisch, kein Brod, kein Tropfen Bier, Milch oder Kaffee mehr zu haben war, und eine totale Hungersnoth entstand.

So groß war der Zulauf bei einem Manne als Gastwirth, der als Doktor Theologiä alle seine Freunde von sich verscheucht hatte.

Fingen seine Gäste an seltner zu kommen, so wußte er durch allerhand unschuldige Kunstgriffe sie wieder in größerer Anzahl an sich zu locken. Eine vorher angekündigte Weinlese, ein Redner, der sich bei ihm wollte hören lassen, ein Vogelschießen, eine neue Art von Kuchen; alle solche Kleinigkeiten, zur rechten Zeit in Halle bekannt gemacht, verfehlten gewiß ihren Endzweck nicht, und lockten oft mehrere hundert Personen hinaus. Die Chronique scandaleuse erzählt sogar für gewiß, daß er einst einer Bauersfrau acht

Gro-

Groschen gegeben habe, um in Halle bekannt zu machen, „Bahrdt habe sich ertrunken;“ und diese weislich gesäeten acht Groschen hätten ihm eine reichliche Erndte von vielen Thalern eingebracht, weil alles hinausgeeilt wäre, den ertrunkenen Bahrdt zu sehen. Man kann dieß wirklich glauben, ohne ihm eben himmelschreiendes Unrecht zu thun.

Im vorigen Sommer 1791. hat er ein Hahnenschlagen veranstaltet, und jemandem, der ihn fragte: ob er nicht auch einmal ein Turnier anstellen wollte? geantwortet: er hätte wirklich schon darauf projektirt. Der Tod aber, dieser größte Kämpfer, hat dieß Projekt zu Schanden gemacht, indem er die erste Lanze mit ihm gebrochen, und ihn auf immer in den Sand gestrekt hat. Wo wird je ein solcher Gastwirth wieder aufstehen? Wo je wieder ein so berühmter Restaurateur seine Gäste mit körperlicher und geistiger Nahrung zugleich erquicken? Denn die Unterhaltung dieses Mannes gab seinem Weinberge den größten Reiz, und vorzüglich

konnte

konnte man diese des Abends genießen. Des Nachmittags wurde viel gespielt, und er spielte gewöhnlich auch; gegen Abend gieng er denn meistens selbst herum, und schrieb diejenigen auf, die bei ihm zum Abendbrod bleiben wollten, damit seine Christine bei Zubereitung desselben sich darnach richten konnte. Um sieben Uhr wurde gespeist. Er nahm immer das Ende einer langen Tafel ein, und alles drängte sich immer nach dieser Seite, um Theil an seiner Unterhaltung zu nehmen. Und sie verdiente es! Er schloß gewöhnlich dann sein ganzes Herz auf, besonders in schriftstellerischen Sachen. Lange vorher, ehe die Schrift: Bahrdt mit dem Ritter von Zimmermann deutsch gesprochen, herauskam, wußte man schon die beißensten Einfälle darin; denn er debitirte sie öffentlich am Tische, und vorzüglich wußte er die Stelle, wo er den Ritter, der zum Könige geht, mit einem Studenten vergleicht, der zum erstenmal zum Prorektor kömmt, sehr komisch vorzustellen, und gleichsam in eine lebendige Scene zu verwandeln. Er konnte es dem Ritter gar nicht vergeben,

daß

daß er gesagt hatte: seine Strafe sey nicht hart genung, da er doch in dem hallischen Gefängniß soviel hatte leiden müßen.

Dabei aber läugnete er nicht, daß die oben erwähnte Schrift mit Animosität abgefaßt sey, ja er gestand einmal selbst, daß er sich gar nicht auf die Kraft des Löwenzahns verstehe, und daß er recht gut wisse, dem Könige sey nicht mehr zu helfen gewesen; aber er hätte dem Ritter nur noch eins versezzen wollen, und deshalb auch seine Kurart lächerlich gemacht. b)

Als

---

b) Man vergleiche diese Stelle nicht zu genau mit der obigen, worin gesagt wird, daß er in seinen Gesprächen den besten Charakter verrieth. Man kann unmöglich konsequent von einem Manne schreiben, der so inkonsequent war. Wenn man glaubt, ihn ganz fest zu halten, so entwischt er durch irgend einen Zug wieder. Ich kann beide Stellen durch nichts mit einander aussöhnen, als durch die genauere Bestimmung: daß Bahrdt zwar im Ganzen einen guten Charakter in seinen Gesprächen verrieth, daß aber demohngeachtet dann und wann ein kleiner Pferdefuß hervorgukte. Und auf diese Bemerkung bitte ich auch bei ähnlichen Stellen Rüksicht zu nehmen.

Als ihn bei dieser Gelegenheit jemand fragte, ob er sich nicht vor einer Replik auf diesen bittern Ausfall fürchte, so äußerte er: er fürchte sich vor keiner Schmähschrift auf der Welt mehr. Man hätte es schon so arg mit ihm gemacht, daß man es nicht ärger machen könne, und er sey über schriftstellerische Schmach längst hinweg. Mir kam hiebei wider meinen Willen eine Geschichte aus Schillers Thalia ins Gedächtniß, die ich aber nicht nennen mag; denn man konnte dem Mann im Umgange nie feind werden, wenn man auch unädle Aeußerungen von ihm hörte.

Seine Kaltblütigkeit gegen Schmähungen, die er erfahren mußte, war wirklich nicht bloß theoretisch, sondern er übte sie bei manchen Gelegenheiten recht thätig aus. Einst erhielt er beim Abendessen einen bogenlangen Brief, der ungefehr so anfing: „nachdem ich Ihren Lebenslauf mit Aufmerksamkeit gelesen und ihn von manchen Seiten geprüft habe, so habe ich gefunden, daß Sie einer der größten — Schafsköpfe sind. Wie konnten

ten Sie so dumm seyn" u. s. w. In diesem Tone gieng der Brief fort, der obendrein, um die Hand unkenntlich zu machen, mit Kanzleyschrift geschrieben war, und der gute Doktor ward weidlich darin herumgenommen. Aber siehe, er hatte die Contenance, ihn sogleich laut der ganzen Gesellschaft zum besten zu geben, und die lustigsten Anmerkungen dabei zu machen.

Aus solchen Zügen kann man ohngefehr den glücklichen Leichtsinn dieses Mannes und seinen gesellschaftlichen Charakter kennen lernen.

Auch in Gesprächen nahm er nicht leicht etwas übel. Einst sagte ihm jemand im spaßhaften Ton, er hätte seinem Lebenslaufe den Titel geben sollen: „Leben, Thaten und besondre Abentheuer des weiland berühmten Doctoris Barthii, die er zu Wasser und zu Lande ausgestanden, von ihm selber ans Licht gestellet und gedrukt; in diesem Jahr;" und er belachte diesen Einfall herzlich. Gegen andre aber war er, so weit ich ihn kannte, schonend, und ließ manche Blößen,

die

die sie gaben unbenuzt. Dieß sezt vielleicht die folgende Anekdote mehr ins Licht:

An einem Abend nach Tische erzählte er in einem Kreise von Studenten, daß nach seinem Tode eine Korrespondenz zwischen ihm und einem vornehmen Manne im preußischen Staat, den er auch nannte, herauskommen würde, und daß diese Schrift die wichtigste sey von allen denen, die er herausgegeben hätte. Ein Student, der in Gedanken seyn, oder sonst einen Umstand verhört haben mochte, fragte: Wann wird das wohl ungefähr seyn, Herr Doktor? Bahrdt, ohne weiter das Sonderbare dieser Frage zu releviren, antwortete ganz trokken: das kann ich so eigentlich noch nicht wissen.

Nach Tische pflegte sich dann die Gesellschaft bald zu verliehren, gewöhnlich noch vor zehn Uhr. Den Vormittag war er allein, und verwendete ihn zu seinen schriftstellerischen Arbeiten, den ganzen Nachmittag und den Abend gab er seinen Gästen, die bei gutem Wetter gewöhnlich immer da waren. Lesen sah man ihn niemals; keine Zeitung, kein Journal war

in

in seinem Hause zu finden, und das Merkwürdige, das in der litterarischen und politischen Welt vorfiel, ließ er sich von seinen Freunden erzählen. Diese Abneigung vor aller Lektüre hatte wahrscheinlich ihren Grund darin, daß er immer fürchten mußte, von sich etwas zu finden, daß nicht lieblich klänge. Denn so kalt er auch gegen Schriftstellerbeleidigungen war, so blieb er doch Mensch, und mochte bei allem Stoizismus wohl manchmal auf einem empfindlichen Flek getroffen worden seyn. Er ersparte sich also diese kleinen Kränkungen, und sah unterdessen lieber einen Baum pflanzen, oder einen Weinstok beschneiden.

Aber was noch auffallender war: dieser gelehrte Mann hatte überhaupt keinen Schatten von Bibliothek, hatte buchstäblich fast kein Buch in seinem Hause, selbst kein Exemplar von seinen eigenen Schriften. Dies gestand er zu wiederhohlten malen, und nannte dabei ein Buch, wenn ich nicht irre, die Bibel, welches seine ganze Bibliothek ausmachte. Alles, was dieser seltne Mann schrieb

und sprach, schöpfte er aus sich selber, und wenn er etwa ein Buch unumgänglich nöthig hatte, so mußte es sein Buchhändler ihm liefern.

So lebte dieser merkwürdige Gelehrte in der lezten Zeit seines Lebens als Gastwirth, der in frühern Jahren als Theologe so viel Aufsehen gemacht, und so viele wichtige Aemter bekleidet hatte; so war der Ort seines Aufenthalts, in welchen er, nach so manchem Sturme, nach so manchem Schiffbruche, wie in einen Hafen eingelaufen war. Was davon oft mündlich und schriftlich gesagt wird, und wie es in der ausschweifenden Schrift: „Bahrdt mit der eisernen Stirn" vorgestellt ist, als wären daselbst sittenlose Mädchen unterhalten worden, das ist alles niedrige Verläumdung, und nicht die entfernteste Spur von solchen Unanständigkeiten war zu finden. Die Gesellschaft, die sich da versammelte, bestand aus ehrliebenden Personen, die an diesem Orte keine unerlaubte Vergnügungen suchten. Die größte Anzahl machten Studenten aus; zu diesen aber gesellten

sich

sich oft Professoren und Offiziere mit ihren Gemahlinnen, und an Sonn- und Festtagen traf man Menschen aus allen Klassen an, weil jedem der Zutritt erlaubt war.

Die Töchter des Doktors sah man nur sehr selten, und sie führten eine äußerst sittsame und eingezogene Lebensart. Auch die verrufene Christine mischte sich nie in die Gesellschaft, sondern war fast immer in der Küche, um für die Gäste zu sorgen; übrigens schien sie ein gutmüthiges Mädchen zu seyn, konnte aber schlechterdings auf Schönheit keinen Anspruch machen, und in diesem Fall war der Geschmak des Doktors sehr zu bewundern.

Unter seinen Töchtern liebte er die älteste am meisten. Sie spielte und sang schön, c) sie nahm an seinem Schiksal steten Antheil, sie besuchte ihn im Gefängnisse zu Halle, und war mit ihm in Magdeburg, sie trieb

 emsig

---

c) Sie ließ sich einigemal in Halle im Koncerte mit Beifall hören, und dann war auch ihr Vater gegenwärtig, den man sonst fast niemals in Halle sah.

emsig seine Wirthschaftsgeschäfte, und hatte einen sanften, vortreflichen Charakter. Diese Tochter, seine größte Freude in der Welt, starb ihm, und bei ihrem Tode und Begräbniß fielen manche Umstände vor, die einiges Licht auf den Charakter dieses seltnen Mannes werfen, und die also eine nähere Beschreibung erlauben.

Im Anfange ihrer Krankheit gab er ihr selbst Arzeney, denn er hatte die Eigenheit, von allem etwas wissen zu wollen, also auch von der Medicin. Aber die Krankheit wurde schlimmer, es entstand ein Schleimfieber, und die herbeigerufenen Aerzte konnten ihr nicht mehr helfen. Sie starb anderthalb Jahr vor ihm, im Sommer 1790. — Das Ohngefähr hatte es gefügt, daß ich in der Stunde ihres Todes auf dem Weinberg war, und den Doktor genau beobachten konnte. Er saß mit anscheinender Ruhe, aber ohne munter zu seyn, unter den Gästen, und — spielte l'Hombre, unterdessen daß einige von seinen Freunden bei der todtkranken Tochter waren. Um drei Uhr ohngefähr kam der

Mar-

Marqueur herauf, und brachte die Nachricht, die Kranke sey eben gestorben. Es entstand ein Geflüster unter den Gästen, der Doktor wurde aufmerksam, und merkte, daß etwas vorgehen müsse. Mit voller Fassung gab er seine Karten einem andern, stand auf und gieng hinaus. An der Treppe empfingen ihn einige Freunde, die ihm die traurige Nachricht brachten, und ihn mit in das Sterbezimmer nahmen. Nach einer Viertelstunde kam er wieder herauf, und forderte mit ruhiger Miene die Karten wieder. Der Student, der für ihn gespielt hatte, sagte: Herr Doktor, ich habe, unterdeß Sie herunter sind, acht Groschen verlohren. „Ach, antwortete er mit ziemlicher Kälte, ich habe heute mehr verlohren, ich habe alles verlohren, was mir das Liebste auf der Welt war.“ Dieß sind buchstäblich seine Worte. Sodann sezte er sich wieder hin, und spielte ohne Zerstreuung weiter.

Wer will dies Phänomen bei einem Vater erklären? War es Fühllosigkeit, war es Seelenstärke, war es Verstellung? Ich wage

nichts hierin zu entscheiden; aber das erste war es wohl nicht. Er liebte sein Kind zärtlich, hatte einen zu hellen Verstand, um nicht alle die Lebensfreuden, die er auf einmahl verlohr, zu übersehen, und ihren Verlust zu empfinden. Aber diese Ruhe, diese Kälte, dies fortgesezte Kartenspiel? — Mir schien es weitgetriebner Stoizismus, praktische Philosophie aus Uebung, Aussagen einer Lektion, die er in seinem ganzen Leben durch so manchen harten Schlag erlernt hatte. Wer schon so unendlich viel verlohr, wer schon so oft erfuhr, wie wenig uns Thränen, Händeringen, und Klagen bei einem Unglüksfall helfen, der spart sich endlich diese Zeichen der Betrübniß. Auch mochte vielleicht sein entschlossener, leicht gefaßter Charakter zu diesem Gleichmuth beitragen. Er schildert sich in seinem Lebenslauf auf dieselbe Art, z. B. bei der Nachricht von dem Tode seines Vaters. Und endlich wollte der Mann, der sich bei so vielen Gelegenheiten so sonderbar gezeigt hatte, auch bei dem Tode seiner Tochter so erscheinen. Er war in zahlreicher Gesell-

schaft, wurde genau beobachtet, und dies entgieng ihm nicht. Kein Wunder, wenn ein Mann, wie er, den Tod seiner Tochter wenigstens zu etwas nützen wollte! Indessen sprach er nachher oft mit Rührung von ihr, rühmte viele vortrefliche Eigenschaften an ihr, und wiederhohlte die Worte noch einigemal „daß er nun, was ihm das Theuerste auf der Erde sey, verlohren hätte."

Die folgenden Tage stand die Entschlafene öffentlich im Sarge, in einem jungfräulichen Kranze, und mit Blumen bestreut. Zu ihren Füßen hatte der Vater ein beschriebenes Blatt gelegt, worin er seine Empfindung bei einem so schmerzhaften Verlust ausdrükte. Diese Schrift gab zu einer sonderbaren Scene Anlaß, die so häufig ganz unrichtig erzählt, und selbst in einem öffentlichen Blatte wider die Wahrheit vorgestellt wurde. Ich war Augenzeuge bei dem ganzen Vorfall, und erlaube mir bloß das zu debitiren, was ich selbst sah und hörte.

Ein spekulirender Kopf (kein Student, sondern ein Kunsthändler in Halle) hatte den

Doktor um Erlaubniß gebeten, das Blättchen abzuschreiben, und sie erhalten, aber unter der Bedingung, nichts davon drukken zu lassen.

Dies geschah indessen doch, und am Begräbnißtage stand ein Knabe im Weinberge mit einer Anzahl Exemplare, und both sie zum Verkauf feil. Die Entschlafene wurde eben nach ihrer Grabstelle, die mitten im Weinberge war, hingetragen, und die Schrift gieng reissend ab; denn es waren allein über 400 Studenten zugegen. Als der Doktor hievon Nachricht bekam, ließ er sogleich dem Knaben die noch übrigen Exemplare wegnehmen. Der Kunsthändler indessen, der keinen Verlust leiden wollte, geht darauf zum Doktor herein, mit ihm darüber zu sprechen, kömmt hart mit ihm zusammen; dieser zeigt ihm endlich die Thüre, und der Kunsthändler dreht sich in der Wuth um und schlägt den Doktor in seiner eigenen Stube. Bestürzt über die ungewohnte Behandlung, weiß dieser, bei aller seiner sonstigen Entschlossenheit, sich nicht zu fassen, und steht erschrokken da;

aber

aber die muthige Christine, mit dem Pantoffel bewafnet, und die Marqueurs nehmen sich sogleich seiner an, und der angreifende Theil muß die Flucht nehmen.

Unterdeß hatte die übrige Gesellschaft, die einen solchen Vorfall nicht ahndete, sich in dem Weinberge zerstreut, als sich auf einmahl die Nachricht verbreitete, Bahrdt habe von dem Kunsthändler, den ich künftig S* nennen will, ein paar Ohrfeigen erhalten. Diese schimpfliche Behandlung des Doktors an einem Tage, der überdies so traurig für ihn war, machte tiefen Eindruk auf die Gemüther, und man suchte sogleich voll Nachsucht den Thäter auf dem ganzen Weinberge; aber man fand ihn nicht, und endlich hieß es, er sey sogleich nach dem Vorfalle nach Halle zurükgekehrt. Zugleich sah man von weitem im Felde einen einzelnen Menschen gehen, den man für denselben hielt. Im Augenblik sprangen ohngefähr 10 Studenten an einer unwegsamen Seite des Weinbergs einige Ellen hoch herunter, sezten über Graben und Hekken, und suchten den Mann

einzuhohlen. Es geschah wirklich; aber siehe, man hatte sich getäuscht, und auf einen unrechten Jagt gemacht. Indessen ließ man sich nicht dadurch vom Nachsetzen abschrekken, und hohlte wirklich den wahren Thäter nicht weit von Halle ein. Man brachte ihn im Triumph zurük, und da sich unterwegens immer mehr Menschen zu der Schaar gesellten, da alle schon nach Hause Gehenden wieder den Rükweg nahmen, so kam S * in einer Begleitung von mehrern hundert Personen an. Als er am Weinberge herauf geführt wurde, so schrie alles: Hut ab! Hut ab! und er mußte wirklich das Haupt entblößen, als wenn er vor einen Richterstuhl geführt würde. Es war eine Revoluzionsscene im Kleinen. Man mußte hiebei die Contenance des Herbeigeführten bewundern, der den Huth sogleich abriß, und überlaut rief: hier ist S *, hier ist S *. —

Unterdeß stand Bahrdt vor seinem Hause, voll Erwartung, was man beginnen würde. Als man daselbst ankam, wurde um ihn und S * ein Kreis geschlossen, und die Debatten angefangen. Das Urtheil fiel endlich dahin

aus,

aus, G* sollte dem Doktor kniende Abbitte thun. Der Verurtheilte vertheidigte sich wakker, wollte die Richter schlechterdings nicht für kompetent erkennen, und kapitulirte lange Zeit mit vielem Muth. Aber was war gegen die Menge auszurichten? Vierhundert Studenten um sich zu haben, die zugleich Richter und Executoren des Urtheils sind, die die Stökke aufgehoben hatten, und von denen man auch mit unter schreien hörte: nieder! nieder! oder: schlagt zu! das ist wahrlich kein Spaß. Auch mußte der Beklagte sich endlich gutwillig zu der Demüthigung bequemen, und dem Doktor kniend zur Versöhnung die Hand reichen. Unterdeß war der geschlossene Kreis so eng geworden daß man wenig davon bemerken konnte, und es gieng alles bunt untereinander. Aber nie ist leicht ein Proceß in kürzerer Zeit geendigt worden.

Man brachte darauf dem Doktor ein schallendes Vivat, und dieser nahm sodann seinen Antagonisten in Schuz, und erquikte ihn mit einem Glas Wasser mit Zitronen, weil alles übrige von den Gästen verzehrt war.

Aus diesem ganzen Vorfall wird man sehen, wie groß die Liebe der Studenten zu dem Doktor war; und man konnte wirklich nicht umhin, diesem Manne gut zu seyn und ihn zu schätzen, wenn man ihn bloß aus seinem gesellschaftlichen Umgange kannte. Aber um so mehr war es jedem von der andern Seite zu rathen, sich in keine ernsthafte Verbindungen mit ihm einzulassen, worin ein Mann von strenger Rechtschaffenheit und festen Grundsätzen erfordert wird. Und daß man in solchen Fällen nicht wohl mit ihm berathen war, davon will ich zum Beschluß noch eine Geschichte anführen, die mir im genausten Detail bekannt ist.

Es war um Ostern 1791, als ein Student ganz allein, und in Gedanken vertieft auf seinem Weinberg umhergieng. Doktor Bahrdt kam von ohngefähr zu ihm, und fragte ihn nach der Ursache seines tiefen Nachdenkens, und der Student gestand ihm: er habe wider seinen Willen Theologie studiert, sey jezt im Begriff abzugehen, fühle aber nicht die min-

deste

deste Neigung zu einem geistlichen Amt. Bahrdt, der ihn aus einigen Abhandlungen in Journalen und einigen andern Schriften kannte, suchte ihm dies auszureden, und stellte ihm das Leben eines Landpredigers sehr süß vor; er äußerte dabei, daß er, wenn er noch jung wäre, nicht anstehen würde, selbst ein solches Amt zu übernehmen, und daß dies die glüklichste Lebensart sey. Als er aber hierin den jungen Theologen nicht ganz überzeugen konnte, so sagte er endlich: nun, so werden Sie Schriftsteller! Ich gebe jezt ein Journal heraus, (er hatte eben damals seine Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter angekündigt) da können Sie Mitarbeiter werden, ja, ich will Ihnen die ganze Direktion überlassen, da ich überdies jezt sehr beschäftigt bin. Ziehen Sie zu mir auf meinen Weinberg, und ich verspreche Ihnen pro Bogen 3, 4 ja 5 Rthl.

Der Student, der diesem Handel nicht ganz traute, oder auch vielleicht fürchtete, durch diesen Schritt den Geruch des Doktor

Bahrdt

Bahrdt zu sehr zu bekommen, schien unentschlossen, und da Bahrdt sich einbildete, das Honorar sey ihm nicht genung, so sagte er endlich: nun hören Sie, ich will Ihnen zwei Dukaten pro Bogen geben, das ist soviel, als ich selbst erhalte. Man kam endlich darin überein, daß der Student zwar nicht auf den Weinberg ziehen, aber doch Mitarbeiter seyn, und das bestimmte Honorar erhalten sollte.

Der Doktor lieferte ihm wirklich bald darauf einige Data zu der ersten Abhandlung: von der Achtung, in welcher die Weiber vormals bei den alten Deutschen gestanden haben, und der neue Mitarbeiter mußte sie in wenig Tagen fertig schaffen, weil es kurz vor der Messe war. Dieß ist zugleich ein Beweis von der großen Nachläßigkeit und dem Leichtsinn des Doktor Bahrdt, der das erste Stük eines Journals, das er mit so vielem Pomp angekündigt hatte, einem andern überlassen konnte; zumal da in dieser Abhandlung der Plan der ganzen Zeitschrift verflochten ist. Sie kam gleich

warm

warm in die Presse, und der Student lieferte noch eine andre Piece über den Putz der Damen, die, ich weiß nicht in welchem folgenden Stük eingerükt ist.

Bald darauf rief ihn eine andre Bestimmung von Halle zu einer ziemlich weiten Entfernung. Er schrieb nach einiger Zeit an den Doktor wegen des Honorars, und erhielt keine Antwort. Ein zweiter und dritter Brief blieb ebenfalls unbeantwortet. Endlich wandte er sich an einen vertrauten Freund Bahrdts, der ebenfalls bei dem Journal interessirt war, und erhielt einen Brief, worin er mit Erstaunen folgende Stelle las: „Bahrdt will „in Rüksicht auf Sie von nichts wissen: es „hielt sogar schwer, Ihre Erzählungen von „ihm zurük zu erhalten. Würden Sie sei„nen Brief darüber lesen, so würden Sie „gewiß eben so sehr erstaunen als ich. Ich „habe, schreibt er, mit *** nichts zu schaf„fen: alles Honorar muß also durchaus an „mich bezahlt werden. — Dies ist geschehen. „Sorgen Sie also bei Zeiten, das Ihrige „von ihm selbst zu erhalten. Daß Sie hier

„zugleich

„zugleich einen Wink für die Zukunft haben,
„bedarf keiner Erinnerung. — Bahrdt muß
„hobbesisch behandelt werden.“

Was war unter solchen Umständen zu thun? Etwa dies unredliche Benehmen öffentlich bekannt zu machen? Aber eine schriftstellerische Fehde mit einem Manne anzufangen, der in diesem Betracht, gleichsam wie Achilles in den Stix, oder vielmehr wie der gehörnte Siegfried in Drachenfett getaucht, und am ganzen Leibe unverwundbar war — das wäre wohl nicht rathsam gewesen. Die Pfeile der Satyre und des Witzes, die andre auf ihn abschossen, sprangen ja ab von seinem Harnisch, so scharf sie auch seyn mochten; aber seine eigne Pfeile musten natürlich fester haften, weil sie bei andern diese Hornhaut nicht trafen. Das beste also war wohl, sich ganz still zu verhalten, und dem Doktor ruhig das Honorar zu überlassen. Dies that denn auch der junge Theologe, und hütete sich, ihm keine weitern Beiträge zu seinem Journal zu liefern.

Aber was soll man von einem Manne denken, der so mit seinen Versprechungen spielt, der

der solche Ungerechtigkeiten sich erlaubt, sobald er durch nichts überwiesen werden kann? denn er hatte keine schriftliche Versicherung von sich gegeben. Das Zurükbehalten des Honorars möchte hingehen; dazu konnten ihn vielleicht häusliche Umstände, vielleicht sein Nichtvermögen zwingen; denn viel baares Geld durfte man bei ihm nicht suchen. Aber dies gänzliche Ableugnen der Schuld, diese dreiste Stirn, mit der er sich von allen Versprechungen lossagt, das, däucht mir, ist unverzeihlich, und leidet selbst keine Entschuldigung.

Ueber seine Krankheitsgeschichte, die schon vor Ostern 1791 anfieng, und von der ich manches weiß, ziehe ich einen Vorhang; sie wird besonders von seinem Arzt erscheinen, und es wird wahrscheinlich darin auseinander gesezt seyn, wie viel Lust er hatte, in die Medicin zu pfuschern. e)

Ich

e) Diese Schrift ist bereits erschienen unter dem Titel: Dr. J. C. W. Junker, Etwas über die Weinbergskrankheit des verstorbenen Dr. Bahrdts, und ähnlicher noch lebenden Kranken. Halle 1792.

Ich möchte nun gern aus allem dem Gesagten ein Resultat in Absicht des Charakters dieses Mannes ziehen; aber dies ist nicht leicht. Ich kenne nur eine Hypothese, wodurch sich die Erscheinungen in seinem Charakter erklären lassen. Man muß nemlich annehmen: die Grundlage seines Herzens sey gut gewesen; aber sobald Leidenschaft, Sinnlichkeit, Eigennuz, Hang zum Spotten, und selbst sein Verstand damit in Kollision gekommen wären, so habe er so handeln können, als besitze er ein im Grunde verdorbenes Herz.

Von einigen Leuten sagt man: ihr Herz liefe mit dem Kopfe davon. Von Bahrdt kann man das Gegentheil behaupten; und wirklich lief sein schneller Geist, sein intriganter Kopf, bei vielen Gelegenheiten mit dem Herzen davon. Indessen verdient er gewiß die Grabschrift nicht, die einer seiner Feinde aus einem Musenallmanache auf ihn anwandte:

Sanft ruh' auf ihm der Staub, und leicht sei seine Erde,
Daß es — den Hunden leicht, ihn auszuscharren, werde!

Er war feiner Epicuräer, der lebte, und leben ließ, der selbst sich alle Mühe gab, zu anderer Vergnügen beizutragen, den es aber auch weiter nichts kostete, andre aufzuopfern, sobald es in seinen Handel paßte.

Judas Ischarioth
im Messias von Klopstok.

Die Messiade, dies erhabenste Gedicht, das je gesungen worden ist, und vielleicht auch künftig gesungen werden wird, dies Gedicht, worin alle Karaktere so vollkommen gehalten sind, hat dennoch ein Wesen, dessen Schiksale die Empfindungen schlechterdings nicht erwekken, die sie erwekken sollen. Dies Wesen ist Judas Ischarioth. Wer fühlt nicht, welch ein wichtiger Karakter dieser Jünger in der Leidensgeschichte Christi ist! Er verdient daher in einem Heldengedicht, das diesen Gegenstand behandelt, vorzüglich geprüft zu werden. Wir wollen uns zuerst ganz dem Eindruk überlassen, den die Schilderung des Dichters auf uns macht.

Der

Der Schauplatz ist am Oelberg. Hier schlafen die Jünger, und hier ist auch Judas, in dessen Herzen schon böse Gedanken aufgestiegen waren, eingeschlafen. Satan naht sich ihm, um ihm einen Traum einzuflößen. Sein Schutzengel Ithuriel will dies verhindern und ihn aufwekken; wie er es umsonst versucht, und welchen Traum Judas hat, mag der Dichter selber schildern Ges. III. v. 571.

Dreimal schwebt' er auf Flügeln des Sturms durch brausende Cedern
Ueber sein Angesicht hin, ging dreimal mit mächtigem Schritte
Bei dem Jünger vorbei, daß des Bergs Haupt unter ihm bebte.
Aber Ischariot blieb, mit kalter erblassender Wange,
Wie in tödtiichem Schlummer. Der Seraph verhüllte sein Antliz.
Gleich erschien dem Jünger im Traume sein Vater, und sah ihn
Trostlos und kummervoll an, und sprach mit bebender Stimme:
Und du schläfst, Ischariot, hier unbekümmert und ruhig,

Und entfernst dich so lange von Jesus, als ob du nicht wüßtest,
Daß er dich haßt, und die übrigen Jünger zusammen dir vorzieht!
Warum bist du nicht immer um ihn mit ihnen zugegen?
Warum suchest du nicht von neuem sein Herz zu gewinnen?
Ach wem ließ, Ischariot, dich dein sterbender Vater!
Gott! mit welcher Vergehung hab' ichs, mit welchem Verbrechen
Hats mein Geschlecht verdient, daß ich aus dem Reiche der Schatten
Kommen, und um Ischariot hier und sein trauriges Schiksal
Weinen muß? Und meinst du, du werdest im Reiche des Mittlers,
Das er errichtet, glüklicher seyn; so betrügst du dich, Aermster!
Kennest du nicht Petrus, o kennst du die Zebedäiden,
Diese geliebten Jünger, nicht mehr? Die sind es, die werden
Größer, als du und herrlicher seyn! Die werden bei Jesus

Schätze, wie Ströme, zu sich von des Landes Mitde versammeln.
Auch die übrigen werden ein viel glükseliger Erbe,
Als mein verlassener Sohn, von ihrem Messias empfangen.
Komm, ich will dir ihr Reich in seiner Herrlichkeit zeigen.
Steige mir nach! Auf, wanke nicht! komm, ermanne dich, Judas!
Siehest du dort vor uns das unendliche breite Gebirge,
Welches ins fruchtbare Thal verlängte Schatten hinabstrekt?
Hier wird unaufhörlich, wie aus dem schimmernden Ophir,
Gold gegraben; hier trieft das Thal, durch selige Jahre,
Reich und unerschöpflich, vom Ueberflusse des Segens.
Dies ist seines erwählten Johannes gesegnetes Erbe.
Jene Hügel, belastet von dichten schattenden Reben,
Diese von wallendem Korn weit überfließenden Auen
Sind dem geliebteren Petrus von seinem Messias gegeben.

Siehst du die ganze Fülle des Landes? Wie hier sich die Städte,
Gleich der Königstochter Jerusalem, unter der Sonne,
Glänzend und hoch, voll unzählbarer Menschen, im Thale verbreiten!
Wie sich neue Jordane dort, die Städte zu wässern,
Unter jener Umwölbung der hohen Mauren dahinziehn!
Gärten, gleich dem befruchteten Eden, beschatten den Goldsand
Ihrer Gestade. Dies sind die Königreiche der Jünger.
Aber erblikst du, Ischariot, auch in jener Entfernung
Dort das kleine gebirgigte Land? Da liegt es verödet,
Wild, unbewohnt, und steinicht, mit dürren Gehölzen durchwachsen.
Ueber ihm ruhet die Nacht in der kalten weinenden Wolke,
Unter ihr Eis und nordischer Schnee in unfruchtbaren Tiefen,
Wo zur Klage, zur Einöd', und deiner Gesellschaft verdammet,

Nächtliche Vögel die donnergesplitterten Wälder durchirren.
Ach dein Erbe! Wie werden vor dir, verachteter Jünger,
Bald die übrigen Eilfe, mit triumphirender Stirne,
Stolz vorübergehen, und kaum im Staube dich merken!
Judas, du weinest für Gram, und edelmüthigem Zorne!
Sohn, du weinest umsonst, umsonst sind alle die Thränen,
Die du in deiner Verzweiflung vergießt, wenn du selbst dir nicht beistehst!
Höre mich an! Ich schließe dir ganz mein väterlich Herz auf:
Sieh, der Messias verzieht mit seiner großen Erlösung,
Und mit dem herrlichen Reich, das er aufzurichten verheißen.
Nichts ist den Großen verhaßter, als Nazarets König zu dienen!
Täglich sinnen sie Tod' ihm aus. Verstelle dich, Judas,
Thu, als woltest du ihn in die Hand der wartenden Priester

Ueberliefern; nicht Rache zu üben, weil er dich hasset:
Sondern ihn nur dadurch zu bewegen, damit er sich endlich
Ihrer Verfolgungen überdrüssig, und furchtbarer zeige,
Und, mit Schande, Bestürzung, und Schmach sie zu Boden zu schlagen,
Sein so lang' erwartetes Reich auf Einmal errichte.
O dann wärst du ein Jünger von einem gefürchteten Meister;
Dann, dann würdest du auch dein Erbtheil früher erlangen!
Ist es gleich klein, so kannst du es doch, erlangst du es früher,
Endlich mit unermüdetem Fleis, mit Wachen und Arbeit,
Durch Anbauung und Handel, bereichern, damit es der andern
Großem gesegnetem Erbe, wiewohl von ferne nur, gleiche.
Hierzu füllen gewiß, für die Ueberlieferung Jesus,
Dir die dankbaren Priester mit ihrem Reichthum die Hände.

Dies ist der Rath, den dir dein bekümmerter Vater ertheilet.
Schaü mich an! Ist es nicht mein blasses erstorbenes Antliz?
Ja, aus dem Reiche der Schatten, da deinetwegen noch zärtlich,
Komm ich hieher, und zeige dir deine Rettung im Traume!
Doch du erwachst. Verachte nicht, Sohn, die ermahnende Stimme
Deines Vaters, und laß mich nicht traurend zu meinem Genossen,
Zu den Seelen der Todten mit Herzeleid nicht hinabgehn.

Wenn man diesen Traum gelesen hat, so möchte man beten; „Und führe uns nicht in Versuchung!" Wir sind Menschen, wir zittern für uns selber, wenn über andere eine solche Gefahr hereinbricht. Wo ist der Heilige, der so ganz sicher wäre, bei ähnlichen Versuchungen rein zu bleiben?

Warlich, wenn je unwiderstehliche Verführung in einem Traum lag, so liegt sie in diesem.

diesem. Aber ist die Verführung nicht zu unwiderstehlich? Ist Judas nicht zu beklagen daß diese Versuchung ihn traf?

Es war vielleicht eine der schwersten Materien in der ganzen Handlung der Messiade, die Geschichte der Verführung Judas von Satan einzukleiden. Daß Satan Einfluß dabei auf Judas hatte ist biblisch richtig; es leuchtet aus mehreren Stellen hervor, und vorzüglich aus Luc. 22. 3. „Es war aber der Satanas gefahren in den Judas" u. s. w. Der Dichter mußte sich also nach der Bibel und nach der ganzen Anlage seines Gedichts dieses Umstandes, der überdies ein locus poeticus ist, bedienen. Aber hier fällt es gleich in die Augen, wie wichtig es war, daß Satanas Einfluß auf Judas in gehöriges Verhältniß mit dem Antriebe seines eignen Herzens gesezt wurde, und daß der erste nicht das Uebergewicht über den lezten bekam; denn sonst erregt der Fall Judas nicht Unwillen, sondern Mitleiden.

Ist dies nicht geschehen? Hat Satan nicht zu starken Antheil an den Verrath Ischariots?

schariots? Wurde ihm nicht zu viel Gewalt über den Unglüklichen gegeben? Wird nicht durch die künstliche Verführung Satans sein Verbrechen zu viel gemildert? Scheint es einem midleidsvollen Herzen nicht mehr Bedauren als Haß zu verdienen?

Wenn ich nach meinem Gefühl, und nach der Prüfung, die ich anstellte, reden darf, so kann ich auf diese Fragen nicht anders als ja! antworten. Ja, die Verführung ist zu künstlich, zu hinreissend, zu unwiderstehlich für den Unglüklichen! Ja, sie erregt mehr Bedauern, als Haß!

Ein solcher Tadel, der auf mehrere Theile des Gedichts, wo Judas vorkömmt, nothwendig sich verbreiten muß, darf schlechterdings nicht ohne wenigstens subjectiv hinlängliche Gründe hingeworfen werden. Ich will es deshalb versuchen, die Ursachen meines Gefühls, und die Gründe meines Tadels ins Licht zu setzen.

Der obige Traum ist die eigentliche Grundfeste, worauf ich fuße. In ihm zeigt sich Satan von einer so listigen, so äußerst

feinen

seinen Seite, so sehr als Kenner des menschlichen Herzens, daß man, wäre sein Zwek nicht böse, von ihm mit vollem Recht sagen könnte, was Philo im vierten Gesange von Kaiphas sagt: er habe mit Weisheit erfunden. Nicht vorher, nicht nachher zeigt er sich so verschlagen, so scharfsinnig; kaum hätte man dies sein satanische Gewebe zur Verführung von Adramelech erwartet. Dieser Traum ist sein Meisterstük in der ganzen Messiade. Wäre er erfunden, einen Unschuldigen zu einer bösen That, die aber dennoch vergeben werden sollte, zu verführen, so könnte man sich fast nichts Vollkommneres denken. Den Feststehenden könnte er zum Wanken bringen, den schon Wankenden muß er unwiderstehlich mit sich fortreißen. Wie hätte der unglükliche Judas ihm widerstehen können? Er war, wenn man alle Kräfte seines Widerstandes berechnet, ihm zu mächtig.

Da diese Behauptung eben den Grund des Tadels enthält; da die Gewalt Satans über Judas dadurch zu groß ist, und sein Einfluß über den eignen Antrieb Ischariots

das

das Uebergewicht bekömmt; da hiedurch die Strafbarkeit des Verbrechers gemindert, und eben durch diesen Umstand wieder, statt Haß, nur Mitleiden, das hier ganz am unrechten Ort ist, hervorgebracht wird — so ist es wohl nöthig, diesen Traum etwas näher zu entziffern, und das Mächtigverführerische, das vorzüglich für Judas darin lag, auseinander zu setzen. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß eben dies Verführerische dem Dichter auf der andern Seite zum Ruhm gereicht.

Und worin bestand denn das Künstliche, das Unwiderstehliche dieses Traums? Man kann es unter mehrere Abtheilungen bringen.

1) Es ist der eigne Vater Ischariots, der ihm erscheint. Wer hat mehr Einfluß auf uns, als ein Vater? Wessen Rath folgen wir lieber? In wessen Augen wünschen wir herzlicher, groß und geehrt zu seyn?

2) Dieser Vater erscheint in einer so täuschenden Gestalt, überredet ihn so künstlich, er sey es würklich, daß Judas ihn nothwendig dafür halten mußte; und er ist auch vollkommen davon überzeugt, wie man aus dem

nachfolgenden sieht. Hätte er nur den kleinsten Wink bekommen, Satan sei mit im Spiel, und flöße ihm dies Gesicht ein, so würde seine nachmalige Strafbarkeit unendlich dadurch vermehrt werden.

3) Dieser Erscheinende braucht als Vater die feinsten und wirksamsten Kunstgriffe', das Herz seines Sohnes zu rühren und hinzureissen. Er beweist den zärtlichsten Kummer um ihn, und was könnte wohl mehr das Herz erschüttern, als Kummer der Eltern über das Schiksal ihrer Kinder, und über Verachtung, die sie dulden müssen? Er zeigt rührendes Mitleiden und Verlangen ihm zu helfen; sollte dann der Sohn nicht selbst alles anwenden, sich zu helfen? Er entflammt die stärksten Leidenschaften der Seele in ihm: den Stolz, den Neid und den Geiz. Welch ein Kunstgrif ist es nicht, ihm die herrlichen Königreiche der übrigen Jünger in einem so starken Contrast mit dem seinigen zu zeigen! Wie mußte dadurch allein das Herz Ischariots empört werden!

4) Er giebt ihm ein Mittel an die Hand, seinem Unglük ein Ende zu machen, das, wo

nicht

nicht zu verzeihen, dennoch zu entschuldigen ist. V. 630 bis 644. ist die am feinsten ersonnene List zur Verführung, eigentlich der Hauptangrif auf das Herz Ischariots. Hier wird ein böses Mittel durch einen guten Zwek annehmlich gemacht; hier wird dem unglüklichen Verräther vorgespiegelt, seine That sei zum Besten des Messias; hier wird sein eignes Interesse lebhaft in seinen Verrath eingewebt, und dieser Verrath durch dies alles bis zur Täuschung gemildert.

Man verkenne die unbeschreibliche Schlauigkeit Satans nicht, die hier am hellsten hervorleuchtet. Er will durch Judas ein Verbrechen, das in seinen Plan gehört, vollbracht wissen, und macht es zu einer verdienstlichen Handlung. Nun kann der Abscheu davor nicht groß seyn, nun ist der Gegendruk hinweggenommen, und die Gewichte auf dieser Seite: väterlicher Rath, Interesse, Ueberredungskunst und eigne Disposition zur That, können in ihrer ganzen Stärke wirken. Wenn alles andre fehlschlägt, so ist er hiedurch allein seiner Sache gewiß; dieser Schlinge kann sein Opfer

der höchsten Wahrscheinlichkeit nach nicht entgehen.

5) Der Traum ist ganz wie aus Ischariots Herzen geschrieben. Alles, was er ohngefähr am Tage dunkel empfinden und denken mochte, wird hier durch die lebhaftesten Farben ausgemahlt, und mußte zwiefache Wirkung thun. Hier wird das Resultat aus seinen Empfindungen gezogen und ihm unmittelbar ein Verbrechen eingeflößt, an das er vielleicht vorher nicht dachte. Und dies Verbrechen wird durch den Zwek, und durch den väterlichen Beifall gleichsam geheiligt, ja, es wird ihm durch die lezte höchsteindrükliche Vermahnung beinahe zur Pflicht gemacht.

Wenn man alle diese Puncte zusammennimmt, so, glaube ich, kann man nicht umhin, auszurufen: Nein! diese Versuchung ist zu groß, die Verführung ist zu unwiderstehlich! Judas mußte ihr erliegen! Und dann ist das Bedauern und Mitleiden, das, wie sich im folgenden zeigt, ganz wider den Zwek des Dichters ist, da. Dies nun wäre allerdings eine Unvollkommenheit des Gedichts.

Um

Um die Sache noch mehr aufs reine zu bringen kann man zwei Fragen aufwerfen, von deren Beantwortung die geringere oder größere Strafbarkeit Ischariots, und also auch die Entscheidung des streitigen Punkts abhängt. Die erste ist: würde Judas, so wie er in der Messiade geschildert ist, auch ohne diesen Traum Christum verrathen haben? Die zweite: würde ein gewöhnlicher Mensch, ohne große Laster, und ohne große Tugenden, dadurch hingerissen seyn?

Auf die erste Frage kann unmöglich eine kathegorische Antwort gegeben werden; denn man müßte eine wirkliche philosophische Wage besitzen, um die Widerstandskräfte in der Seele Ischariots gegen die eignen Anreizungen zu der bösen That abwägen zu können; und diese Wage existirt nur in den Köpfen der Logiker. Aber das kann man, däucht mir, dreist antworten, daß es nach der Schilderung Ischariots wenigstens ungewiß ist, wozu er sich ohne diesen Traum würde entschlossen haben; daß er aber mit ihm nicht anders handeln konnte, wie

er that. Es ist also klar, daß man sagen kann, der Traum habe den Ausschlag gegeben.

Auf die zweite Frage kann man, glaube ich, geradezu ja antworten; auch ein gewöhnlicher Mensch wäre durch eine gleiche Verführung hingerissen worden. Und wenn man bedenkt, von wie vielen schwachen Seiten Judas angegriffen wurde, so wird dies ja nicht wenig Gewicht bekommen. Ein gewöhnlicher Mensch, der in der Lage Ischariots ist, dessen Vater ihm erscheint, ihm zu einer Handlung räth, die an sich zwar nicht gut ist, aber durch den Zwek verdienstlich scheint, der überdies großen Vortheil bei dieser Handlung hat, und dessen Leidenschaften endlich angefacht sind — wird der nur einen Augenblik zaudern, die Handlung zu begehen?

Auch aus der Beantwortung obiger Fragen also wird man nicht vom Mitleiden für Judas abgeneigt, ja man wird noch mehr dazu aufgefodert; man kann nichts, als ihn bedauern.

Will man einwenden, Judas hatte durch die bösen Regungen seines Herzens vorher schon verdient, daß er dem Einfluß und der

Ge-

Gewalt Satans übergeben wurde, so lege ich jedem die Frage ans Herz: wo ist der Mensch, in dem nie böse Gedanken und Begierden rege wurden? Und wenn dann gleich eine so schwere Versuchung über ihn ergehen sollte, wie über Judas: wer würde stehen bleiben?

Das Bewußtseyn unsrer eignen Schwäche lehrt uns Mitleiden mit Judas haben, und dies ist ein Gefühl, das der Dichter, wie schon oben bemerkt wurde, nicht hervorbringen will, und nicht darf.

Aus allem dem Gesagten nun scheint hervorzugehen, die Auftritte mit Judas und Satan, so vortreflich sie in andern Rüksichten sind, haben in Betref der Empfindungen, die sie hervorbringen sollen, einen wesentlichen Fehler.

Von den Schönheiten in diesem Traum, von der vortreflichen Schilderung der Königreiche, von der äußerst passenden Sprache, die den zu hohen Schwung vermeidet u. s. w. sage ich nichts; sie lassen sich von selbst empfinden. Wir wollen vielmehr sehen, was Satan und Judas nach diesem Traum beginnen.

Satan richtete sich nach seiner Gesichte Vollendung
Ueber ihm auf. So richtet sich hoch ein werdender Berg auf,
Kurz noch ein Thal, wenn Thäler um ihn bei Erschüttrung der Erde
Mit den gesunknen Gewölben hinab in die Tiefe sich stürzen.
Judas erwacht, springt ungestüm auf. Ja sie war es, die Stimme
Meines todten Vaters, so redt' er, so sah ich ihn sterben!
Also ist es gewiß; Er haßt mich! Und selbst bei den Todten
Wär es bekannt? Was du immer voll Furcht und zitternd vermuthet,
Du Verlaßner! das melden dir jezt die Seelen der Todten!
Nun wohlan! so will ich denn hingehn, alles vollenden,
Was mein Gesicht mir gebot! Allein so handl' ich ja untreu
An dem Messias! Und wenn mir zürnende Schwermuth den Traum gab,
Oder Satan? Entfleuch, zu furchtsamer kleiner Gedanke!

Aber ich fühle bei mir nach Reichthum heiße Begierden!
Heiße Begierden nach Rache! Was bist du Seele so zärtlich,
Und so empfindlich, mit schwachen Gedanken dich ängstlich zu quälen?
Träume zeigen sich dir. Die Träume befehlen dir Rache!
Wenn ein Gesicht sie gebeut, so ist die Rache geheiligt!

Ein Bösewicht redet hier nicht; ein Zweifelnder, ein Getäuschter, ein Geängsteter, der nicht weiß was er zu seinem Glük beginnen soll, ist es. Ja warlich, armer betrogner Judas, nach einem solchen Gesicht ist die Rache wenigstens für dich geheiligt! Und du unternimmst sie ja nicht, um Jesum zum Tode zu liefern, du willst ihn bloß bewegen, daß er sein Reich früher errichte. Dein Zweifeln ist schon verdienstlich. Ein Verstokterer denn du würde gleich nach dem Traum ohne Bedenken die That ausgeführt haben.

Aber wir müssen Judas noch weiter beobachten. Am Morgen, da die übrigen Jünger er-

erwacht sind, kömmt Jesus zu ihnen, redet mit ihnen, und wird von allen vertraulich begleitet.

Nur von Ischariot nicht. Der hatt' ihn unter den Schatten
Waldichter Wipfel von ferne gehört. So weiß ers ja selbst schon,
Sagt' er in sich, da er Jesus, der eilte, von ferne noch nachsah,
Daß ihm ein Tag der Finsterniß droht! So wird ers auch wissen,
Wie er seinen Verfolgern begegnen, und unüberwindlich,
Was er anfing, endigen soll. Doch weiß er auch, Judas,
Weiß er dein Unternehmen auch schon? Du willst ihn verrathen!
Aber wenn mein Gesicht mich nun täuschte? mein Traum mich betröge?
Täuscht mein Traum mich; und kam er, noch mehr den Gehaßten zu quälen:
O so sei sie verflucht die Stunde, in welcher ich einschlief!
Und zu mir, wie Schatten gestaltet, mein Vater heraufkam!

Kehrt sie zurük, dann müsse man sterbend Geheul auf den Bergen
Hören! Sterbend Geheul in tiefen fallenden Gräbern
Müsse man hören! Verflucht sei der Ort, wo ich lag und einschlief!
Dort, dort müss' ein entsezlicher Sohn den Vater erwürgen!
Ha! dort fließe das Blut von meinem geliebteren Freunde,
Wenn er mit eigner Hand in seiner Wut sich erwürgt hat!
Judas, wohin verirrest du dich! Ja wohin? Was zürnst du
Ueber dich selbst? Du verirrest dich nicht, wenn du also getäuscht wirst!
Lehret mich ein gesandtes Gesicht den Messias verrathen,
Und ich sünd'ge daran: seist du auch, unter den Tagen
Schreklichster Tag, verflucht, da mich der Messias erwählte,
Da er voll Liebe mit Blikken der Huld dem Gehorchenden sagte:
Folge mir nach! Du müssest umwölkt, und dunkel, und Nacht seyn!

Nahest du; müsse die Pest in Finsternissen umhergehn!
Tödten, senkt nun die Sonne den Strahl, verderbende Seuche!
Dich, Tag, nenne kein Mensch! und unter den Tagen vergeß dich
Gott! Wie ergreift mich die Angst! wie zittern mir alle Gebeine!
Judas, wo bist du? Erwache, sei stark! Was quälst du dich, Aermster?
Deine Gesichte trügen dich nicht: und wenn sie es thäten;
Kanst du es anders, als so, wonach du seufzest, erlangen?
Also rief er, wütet' er, war, seit seinem Gesichte,
Zwo erschrekliche Stunden der Ewigkeit näher gekommen.

Die Worte sind schreklich, und die Flüche grausenvoll, aber nur den hassen wir, der aus Boheit ein Verbrechen begeht, nicht den, der so von Leidenschaften dazu hingerissen wird, wie hier Judas. Armer Getäuschter, wie groß ist jezt schon deine Quaal, wie groß wird sie künftig seyn!

Das Elend des Lasters ist hier mit den furchtbarsten Farben gezeichnet. Wen schrekt es nicht zurük! Wir hören hier einen Verbrecher reden, der vor der That schon voll Verzweiflung ist, was wird nachher geschehen? Jezt übersieht er das Schauderhafte derselben noch nicht ganz, er weiß nicht, daß er Christum zum Tode liefert, er zweifelt noch, ob er getäuscht, ob seine That Sünde sei, er würde, scheint es, noch umkehren, wenn er alles dies wüßte; was wird er beginnen, wenn er es nun weiß?

Einen Sünder hören wir reden, aber keinen Boshaften, keinen verstokten Bösewicht. Er kann es nicht seyn, denn er empfindet zu viel Gewissensangst vor der That schon. Wir können nicht auf ihn zürnen; er ist zu quaalvoll.

Diese Stelle ist übrigens ein meisterhaftes Gemählde von innerer Angst, und von fürchterlichen Verwünschungen. Sie enthält Schlag auf Schlag die schauderhaftesten Ausdrükke und Gedanken. Aber eben diese Angst, eben dies Verwünschen beweist, wie sehr Ju-

das sich fürchtet, getäuscht zu seyn, und welch einen Abscheu er vor der That haben würde, wenn er wüßte, daß er es wäre.

Warum mögen wohl am Ende des erschütternden Selbstgesprächs noch zwei Verse folgen, die nur einen so kleinen Umstand erzählen? Das Furchtbare darin ist verstekt, aber der Dichter hatte es gewiß dabei im Sinn. Jeder Augenblik der verfließenden Zeit ist einem Verbrecher fürchterlich; er bringt ihn der Ewigkeit, seinem Gericht, näher.

Wir müssen jezt sehen, wie Judas seinem Verbrechen näher kömmt.

Jesus ist mit seinen Jüngern versammelt, und sezt das Abendmahl ein. Sie empfangen es feierlich nach einander. Ges. IV. v. 1185.

— — — — Zulezt kam Judas und warf sich,
Wie Johannes, zu Jesus Füßen. Ihm sagte der Gottmensch:
Judas steh auf! und gab ihm den Kelch, des Todes Gedächtniß!

Er empfing ihn mit Ruh. Ihm sah der Messias ins Antliz,
Ward erschüttert im Geist, und sprach mit erhabener Stimme:
Alle kenn ich, die ich mir auserwählte: doch Einer
Wird mich verrathen! Ich sag' es euch izt, daß ihr glaubt, wenns geschehn ist.
Und daß ihr wißt, wie ich den belohne, welcher getreu bleibt;
So vernehmet von mir die Würde der Ueberwinder:
Wer, wen ich send', aufnimmt, der nimmt mich selbst auf! wer aber
Mich aufnimmt, nimmt auch den auf, der mich gesandt hat!
Diese Kron' empfängt kein Verräther! Ich sag' es noch einmal:
Einer von euch wird gewiß den Sohn des Menschen verrathen!
Jeder sahe den Andern von neuem mit sorgender Angst an.
Petrus winket Johannes. Der neigt sich ans Herz des Messias.
Herr, wer ist es? So fragte mit sanfter Stimme Johannes.

Dem ich dies Brodt eintauche, dem ichs mit vertraulicher Liebe,
Und mit Bruderfreundlichkeit gebe, der ist es, Johannes!
Also sagt der Messias, und reicht den Bissen voll Freundschaft
Judas Ischariot hin. Johannes sah dies, und bebte.
Doch verschwieg er, aus Menschenliebe, den nahen Verräther.
Judas ging mit Ungestüm fort. Die Nacht war gekommen.
Ihn umgaben die Schrekken der Nacht. Mit starrendem Blikke
Schaut er in die Finsternis aus, und sprach zu sich selber:
Also weis ers gewiß! Nun wird es der sanfte Johannes,
Der stets lächelt, wenn man um ihn zugegen ist, sagen;
Alles sagen, was ihm an dem Herzen Jesus vertraut ist.
Alle werden es wissen! Es sei! Die neuen Beherrscher
Müssen erst fliehn, eh sie Könige werden! Vielleicht, daß Johannes

Bald

Bald sein Lächeln verlernt, und Petrus in Banden nicht kühn ist!
Und selbst Jesus, wie streng, wie hochgebietend befahl er:
Judas, steh auf! So gebietet er nicht dem Liebling Johannes!
Zwar den Königen wird nicht befohlen! Ich will sie noch sehen,
Eh sie Könige sind; in Banden will ich sie sehen:
Aber ihr Freund will sterben! Was ist das? Welch ein Gedanke
Ist das Sterben für den, der selber Todte gewekt hat?
Sterben? Will er mein Herz nur erweichen? Sei du nicht zu menschlich,
Leidendes Herz! Wenn er stirbt, so ists nur ein Zufall gewesen,
Daß er so oft den Feinden entging! so ist er ein Träumer,
Und von Gott nicht gesandt! Auch unsre Priester sind Weise,
Sind Geweihte des Gottes der Götter! Sie haßten ihn immer!
Und sie handeln nach Moses Gesez! Ich bin ihr Vertrauter!

Aber er wird nicht sterben! Doch will ich gebunden ihn sehen,
Wie er da redet! Vielleicht, daß er dann der geliebteren Jünger
Hohe Würde vergißt, und den niedrigen Judas auch ansieht!
Doch ich muß eilen! Es warten auf mich Jerusalems Herrscher.
Also denkt er, und eilt zu des Hohenpriesters Pallaste.

Hier lernen wir zum erstenmal etwas mehr über Judas zürnen. Rachsucht, Schadenfreude, und Stolz sind in seinem Selbstgespräch nicht zu verkennen. Aber er kömmt aus einer Gesellschaft, wo er verachtet, wo seine Ehrbegierde gekränkt, wo er als ein Verräther bezeichnet ward. Seine Leidenschaften sind wieder in tobender Gährung. Dennoch kann er den Gedanken an den Tod Christi nicht ganz ertragen; er muß sich künstlich trösten.

Uebrigens ist diese Stelle äußerst einfach und natürlich. Die Dichtkunst hat darin ihren Schmuk ausgezogen und erscheint ganz in

in ihrer Naktheit. Kein Bild, kein Gleichniß, kein erhabner Schwung! Nichts als Prosa in Hexametern! Aber woher kömmt's, daß auch diese Prosa so stark ist? Hier selbst erkennt man den Dichter, der auch in der gewöhnlichsten Sprache nicht sinken kann. Der Mangel blühender Poesie wird durch Gedrungenheit, durch rednerische Form, durch Gedanken auf Gedanken, durch Scene auf Scene, die vor Judas aufsteigt, ersezt. Aber warum hat Klopstok, sonst so reich an Bildern, in dieser Stelle für Ischariot auch nicht ein einziges übrig? Ist die liebliche Bildersprache zu schön in dem Munde des Verräthers?

Judas geht nun seinem schreklichen Ziel entgegen; aber was er in dem Palaste des Hohenpriesters beginnt, das erwähnt der Dichter nicht. Es ist leicht zu errathen: Verabredungen wegen der Gefangennehmung Christi. Der Verräther erscheint erst da wieder, wo er die That vollendet.

Die Scene ist am Oelberg, wo Christus seine Leidensstunden erduldet hat. Sie sind

noch nicht lange vorüber, und die Engel reden noch davon, als von weitem eine Schaar von Männern in Gethsemane eindringt. Judas ist unter ihnen, und nun heißt es Ges. VI. v. 24.

— — — — — Der Haufen nahte sich wütend,
Trug die Flammen empor, und irrte mit suchendem Auge
Durchs Labyrinth der Bäum' und der Nacht. Ihn sahe der Gottmensch.
Nun erhub sich die dunkelste Nacht, die über ihn herhing,
Wolkicht empor, und als sie sich hub, entflossen ihr Schauer.
Einer ergrif den Verräther. Er trozte der mächtigen Warnung,
Und so rüstet' er sich: Wo ist er? Die Lieblinge sahn ihn,
Wie sie sagen, auf Tabor in Himmelswolken gekleidet,
Aber in Banden noch nicht! So sollen sie jetzo ihn sehen,
Und sich Hütten der Freude zu baun vergessen! Doch bebst du,

Schauerndes Herz! Kann Kühle der Nacht auch Männer erschüttern?
Schweig, Empörer! Bald ist es gethan! Dann will ich mir Hütten,
Nicht im Traume nur, baun! So dacht er, und eilte von neuem.
Als der Mittler die Kommenden sah, da betet' er also
In sich selber: Es ist weit, weit von den ewigen Hütten
Bis zu diesen Sündern, herunter. O Weg' im Staube,
Die ich wandle. Doch will ich sie wandeln! Sie werden einst glänzen,
Wenn in diesen Tiefen die Auferstehung erwacht ist,
Und nun ganz das Gericht es enthüllt, warum sie Gott ging.
Judas Ischariot führte den Haufen. Der Priester Befehl war:
Männer zu wafnen, und Jesus bei seinen Gräbern zu suchen,
Ihn zu binden, und vot die Versammlung zu zu führen. Es wuste
Judas den Ort des stillen Gebets und der nächtlichen Sorge

Für die Menschen. Er hatte der Schaar ein Zeichen gegeben:
Welchen ich küsse, der ists! Allein noch erbarmt des Verräthers
Sich die Nacht, und läßt ihm noch nicht den entsezlichen Kuß zu.
Aber nicht lange, so fiel mit ungeduldigem Grimme
Auf die schlafende Jünger die Schaar. Da ging der Erlöser
Gegen die Sünder, und sprach mit seiner Hoheit: Wen sucht ihr?
Und sie ergrimmten, und riefen, und schwungen die bebenden Fakkeln:
Jesus, den Nazaräer! Nun waren die übrigen Jünger
Alle gekommen; nun schauten auf ihn die geflohenen Engel,
Und mit göttlicher Ruh, als wenn er dem Wurme, zu sterben,
Oder dem kommenden Meere, vor ihm zu schweigen, geböte,
Sprach er zur Schaar: Ich bins! Sie ergrif des Sohnes Allmacht,
Und sie sanken betäubt vor seiner Stimme danieder,

Judas sank mit ihnen. So liegen im Felde des Treffens
Todte; so wälzt sich unter den Todten der grimmigsten einer,
Wenn aus der stillern Mitte des Kriegs der denkende Feldherr
Um sich herum, der Richter gebots ihm! Verderben versendet.
Aber izt war die Betäubung vorüber; izt hub der Verräther
Von der Erde sich auf. Nun war die schreklichste Stunde
Seiner Erschaffung, und er ganz nah dem Gerichte gekommen.
Ueber ihm rauschte mit nächtlichem Flügel der Engel des Todes.
Mit verborgnem Grimm, mit aufgeheiterter Mine,
Trat er zu dem Messias, und küßt' ihn! Izt hatt' ers vollendet!
Und die schwärzste der Thaten entschlich, wie ein Schatten, zur Hölle.
Aber der Gottmensch sah dem Verräther mitleidig ins Antliz:
Judas! und du verräthst, durch einen Kuß, den Meßias?

Ach mein Freund, wärst du nicht gekommen! So
sagte der Beste
Unter den Menschen, und gab sich der Schaar,
sich binden zu lassen.

Ja, hier beginnen wir den Frevler zu hassen, der den sanftesten aller Menschen verrathen konnte, hier erkennen wir eine schwarze Seele, die nur aus Rachsucht handelt, und der Dichter ist uns Genugthuung für diese Empfindungen schuldig. Er muß uns den Lohn des Verräthers zeigen, er muß unsern Zorn befriedigen, aber er muß ihn nicht zu stark befriedigen, er muß uns nicht selber für rachsüchtig halten, er muß nicht unser Mitleid erregen, statt uns zu beruhigen.

Aber vorher noch eine kleine fremdartige Bemerkung über v. 80.

Und die schwärzste der Thaten entschlich wie ein Schatten zur Hölle.

Klopstoks Gedicht erhält eine vorzügliche Schönheit dadurch, daß so vieles darin halb oder ganz personifizirt ist. So wie die Welt der Griechen: Berg, Meer, Bach, Baum u s. w.

s. w. mit holden Wesen bevölkert ist, so athmet in dieser dichterischen Welt auch alles Leben und Daseyn. Die abstractesten Dinge scheinen lebendig, oder es wird wenigstens etwas von ihnen gesagt, das nur lebenden Wesen zukömmt: die That schleicht zur Hölle, die Nacht erbarmt sich, der Schauer des Windes trägt eine Stimme, das Gewissen ruft die Sünden vor Gott, die Pest lehnt sich an die Mauern, und verhaucht Dünste, der Tag geht am Thron Gottes hervor u. s. w. Durch diese schöne Sprache entstehen, außer den wirklich handelnden Personen, noch eine unendliche Menge anderer Wesen, die das Ganze wie Luftgestalten bevölkern.

Aber ich wollte jezt nicht von den einzelnen Schönheiten des Messias reden, sondern nur die Handluog mit Ischariot darstellen.

Der Dichter verliehrt ihn jezt von neuem aus den Augen, und läßt ihn nicht eher wieder auftreten, als bis Christus vor seinen Richtern steht, bis die Gewissensangst völlig

 in

in dem Verbrecher erwacht ist, und er nun selbst dem Tode und der göttlichen Rache entgegen eilt.

Wir wollen sehen, ob diese Rache wohlthuend und befriedigend für unser Herz ist. Ges. VII. v. 142.

— — — — Der schwarze Verräther
Seines göttlichen Freundes, als er den kommenmenden Tod sah,
Dem den Gerechten die Priester entgegen führten; erhub er
Schnell sich, und eilt auf Gabbatha zu. Die stürmende Menge
Hielt ihn mächtig zurük; er muste sich wenden. Izt floh er
In den Tempel. Er hatte dahin, aus Sorge vor Aufruhr,
Kaiphas Priester gestellt. Der Verräther wust es. Er ging schon
In den schweigenden Hallen der hohen Tempelgewölbe.
Als er die hangende Hülle des Allerheiligsten wahrnahm,
Wandt' er sich weg, ward bleicher, und zitterte laut! Dann erhub er

Sich

Sich zu den Priestern, und sprach mit wütender Reue: Da habt ihr
Euer Silber! und warfs zu ihren Füßen! Der Fromme,
Den ich verrieth, sein Blut ist Blut der Unschuld! Das kommt nun
Ueber mein Haupt! Er sprachs, und rollte die ofneren Augen,
Ging, und eilt' und flohe der Menschen Anblik, und riß sich
Aus Jerusalem, stand, izt ging er! izt stand er! izt floh er!
Schaute mit widem Antliz umher, ob er Menschen erblikte?
Als er keinen erblikte, der Stadt nun stummes Getöse
Ganz sich dem Ohre verlohr, beschloß er zu sterben! Sie kann nicht,
Nein, sie kann, nach dem Tode, nicht fürchterlicher mich fassen
Diese namlose Quaal! Zu entsezliche Quaalen, o wütet,
Wütet, so lang' ihr noch könnt! Wenn dies Auge sich schließet, und alles
Diesem Ohre verstummt; so seh ich sein Blut nicht, so hör ich

Seine brechende Stimme nicht mehr! Doch der auf Horeb
Sprach ja: Du sollst nicht tödten! Er ist mein Gott nicht! Ich habe
Keinen Gott mehr! Elend! du bist mein Gott! Du gebietest,
Laut gebietest du mir den Tod! ich gehorche! So stirb denn,
Stirb, Verlohrner! du bebst? hier stürmts! Noch Einmal empöret
Sich das Leben in dir, es ringt zu leben! Verräther!
Du willst leben? vor allen, die jemals verriethen, gebrandmarkt,
Du? Es breitet vor mir, wie ein weiteröfnetes Grab, sich
Fürchterlich aus! er ist der bängste der bangen Gedanken,
Die ein Sterbender jemals empfand: Ich hab' ihn verrathen!
Stirb! Die Seele, die dir nach dem Tode noch elend zurük bleibt,
Tödt auch sie! O die du in mir, als wärst du unsterblich,
Dich erhebest, vernimm dein Schiksal, Seele des Todten:

Sieh,

Sieh, ich verwünsche dich auch der Vernichtung! So sprach er, und schaute
Starrend hin, und mischte zur tiefgestürzten Verzweiflung
Gegen den, der ewig ist, Rache! Dem Gang des Verworfnen
Folgten Ithuriel, und der Todesengel Obaddon.
Als jezt still Ischariot steht, und mit jeder Gebehrde
Mehr dem Gerichte sich weiht, spricht in feuriger Eil zu Obaddon
Seraph Ithuriel! Sieh, er geht zum Tode! Noch Einmal
Wolt' ich ihn sehn, denn ich war sein Engel. Izt laß ich den Sünder
Dir, und der Rache! Zwar bin ich sein Hüter gewesen; doch nimm ihn,
Feierlich übergeb' ich dir, Todesengel, das Opfer!
Nimm ihn, er opfert sich selbst, und führ ihn zum ewigen Tode!
Wie es geschehn soll, davon weist du des Richters Befehl auch.
Aber ich hülle mich ein, und wende mein Antliz! Er eilte
Mit dem fliegenden Worte davon. Ischariot wählte

Schon

Schon den Ort des Todes sich aus. Als Obaddon den Hügel
Sah, da trat er herauf auf die Höh, und hub die Rechte
Mit dem flammenden Schwerdt empor, und hielt sie gen Himmel;
Sprach die fei'rlichen Worte, die Todesengel sprechen,
Füllt ein Mensch der Empörungen Maaß, und tödtet sich selber.
Tod, bei dem furchtbaren Namen des grossen Unendlichen! Tod, komm
Ueber den Mann von Erde! Sein Blut sei über ihm selber!
Siehe, du löschest die Sonne dir aus. Der Tod und das Leben
Lagen vor dir, das du wähltest. Du Sterblicher! wähltest den Tod dir!
Sonne, verlisch! komm, Todesangst! und thue dich weit auf,
Grab! und nimm ihn, Verwesung! Sein Blut ist über ihm selber!
Judas vernahm des Unsterblichen Stimme. So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen

Meilenferne Gewitter die Ceder der Wolk' entstürzen.
Und er rief in der Wut der Verzweiflung: Ich kenne das Rauschen
Deine Stimme wohl! du bist der todte Messias!
Du verfolgst mich, und foderst dein Blut. Hier bin ich! hier bin ich!
Judas riefs mit starrendem Blik, und erwürgte sich! Staunend
Trat Obaddon selber zurük, da er starb! Die ergrifne,
Schwankende Seele schütterte dreimal noch, als ihm sein Herz brach;
Aber zum viertenmal trieb sie der Tod von des Sterbenden Stirne
Siegend empor. Sie schwebte dahin. Leichtfliessendes Leben,
Unseres Seyns Urkraft, sie unauflösbar dem Tode,
Folgt' ihr aus dem Leichname nach, und zog sich geschwinder
Als Gedanken um sie, und wurde zum schwebenden Leibe,
Daß sie mit hellerm Auge den Abgrund sähe, mit feinern
Und gerekterem Ohr des Richters Donner vernähme.

Aber doch war es ein Leib, unausgeschaffen voll Schwäche,
Nur der Quaal empfindlich, und menschenfeindlich von Bildung.
Itzo hatte sich von der Betäubung des Todes die Seele
Schnell besonnen; indem begann sie zu denken. Ich fühle
Wieder? Wer bin ich geworden? Wie leichthinschwebend erheb' ich
Mich in die Höh! Doch sind das Gebeine? Das sind nicht Gebeine!
Aber das ist doch ein Leib! Noch seh ich dunkel! Wer bin ich?
Aber entsezlich ist mein Gefühl! ich fühl', ich bin elend!
Bin ich Judas, der starb? Wo bin ich? Wer ist auf dem Hügel
Jene lichte Gestalt, die immer furchtbarer herglänzt?
Wärst du, mein Auge, dunkel geblieben! Aber sie wird stets
Heller! noch heller! ach fürchterlichheller! Auf, Judas. entfliehe!
Weh mir! es ist der Richter der Welt! Ich kann nicht entfliehen!

Das

Das ist mein abscheulicher Leichnam! Izt schwebt' er verzweifelnd
Dicht am Boden. Erhebe dich! rief von dem Hügel Obaddon,
Schwebe nicht erdwärts! Ich bin der Richter der Welt nicht. Ich bin nur
Einer der Boten von ihm, der Todesengel Obaddon!
Hör dein Urtheil! Es ist dein erstes; und trübere folgen.
Ewiger Tod dir! Du hast den Unerschafnen verrathen,
Und dich wider Jehovah empört, und selbst dich getödtet!
Also sagt, der in der gefürchteten Rechte die Wagschaal
Hält, in der Linken den Tod; Es ist kein Maas, das sie aufmißt,
Keine Zahl, die sie zählt, die Quaalen, die auf des Verräthers
Haupt sich sammeln! Erst zeig' ihm am Kreuze den blutenden Mittler;
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ ihn zur Hölle.
Also sagte der Engel das Urtheil. Der bebende Scharten

245 Wurde dunkler vor Schrekken, und folgte von ferne dem Seraph.

Dies ist die schrekliche Stelle, die selbst das verhärteste Herz erschüttern muß, und gegen die das mitleidsvolle sich empört. So hat uns der Dichter den Ischariot nicht hassen gelehrt, um ihn in diesem unabsehlichen Jammer zu sehen! Wäre ein Domitian, ein Nero, ein Philipp II, ein Alba und s. w. so gestorben, und solch ein Urtheil über ihn verhängt, und hätte man uns kurz vorher ihre empörenden Grausamkeiten geschildert, so wäre uns vielleicht dieser Abgrund von Quaal erträglich gewesen, dennoch würde den Denkenden immer ein geheimer Schauer überfallen, ein fühlendes Wesen, das doch nur wenige Jahre sündigen konnte, in eine Ewigkeit von Marter gestürzt zu sehen. Beim Judas nun, der nur Eine vorzüglich schwarze That beging, zu welcher er überdies durch innere und äußere Triebfedern fast unwiderstehlich hingerissen wurde, „dessen Seele sonst edler war," (Ges. III. v. 27.) bei diesem Unglüklichen ist solch ein unendli-

cher

cher Jammer erschütternd. Verbreitete die Dichtkunst nicht ihren schönen Schleier über diese furchtbare Schilderung, ständen die Gedanken in ihrer abstracten Naktheit da, so würden wir es vollends nicht ertragen. Aber auch die Dichtkunst in ihrer ganzen Pracht vermag den schmerzlichen Eindruk nicht zu verwischen, den diese fürchterliche Beschreibung auf unser Herz macht. Alle Scenen vor dem Tode Ischariots möchten da seyn, nur in jenes Leben hätte der Dichter ihm nicht folgen sollen, wenn er glaubte, ihm so unaussprechliches Elend bereiten zu müssen. Das Erschaffen eines neuen Körpers blos zur Quaal, das raffinirt Grausame und Schadenfrohe in seinem Urtheil muß bei näherer Prüfung jedes menschliche Herz empören, und läßt sich vollends mit der Güte und Weisheit des Ewigen nicht vereinigen.

V. 142. Ein verworfnerer Sünder als sie, der schwarze Verräther u. s. w. Sollte Philo nicht verworfener nach der Schilderung des Dichters seyn? Wenigstens haßt man ihn mehr.

V. 143. Als er den kommenden Tod sah. Daß Judas den Entschluß zu sterben faßt, als er den Messias dem Tode preis gegeben sieht, ist der deutlichste Beweis, daß seine Absicht nichts weniger war, als Christum zum Tode zu liefern. Das wirkliche Erfolgen desselben hätte ihn sonst nicht so erschrekken können. Ein größerer Bösewicht würde sich jezt an dem Schiksal des Erlösers, von dem er sich verachtet glaubte, ergözt haben.

V. 203. — — — — So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen
Meilenferne Gewitter die Ceder der Wolk' entstürzen.

Dies Gleichniß macht einen vortreflichen Effect. Man fühlt die einsame Angst des Ischariot, der gleichsam wie vom Donner geschrekt ist, lebhaft darin. Die Ceder auf hohen Bergen steht, wenn ein Gewitter ist, mitten darin; fällt sie also, vom Bliz getroffen, herunter, so entstürzt sie wirklich den

Wol-

Wolken, die sie vorher umgaben. Das Gleichniß ist also auch physicalisch richtig.

v. 210: — — — — — — die ergrifne,
Schwankende Seele schütterte dreimal noch,
als ihm sein Herz brach.

Lebendig an Ausdruk, Versgang und Gedanken. Ueberhaupt ist im Tod Ischariots das Abscheiden des Lebens mit den feinsten Zügen ausgemahlt, stärker und feiner noch, als der Tod der Dido Aeneid. IV. 690. seq.

Ter sese attolens, cubitoque innixa levavit,
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus
alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.
„Dreimal erhub sie sich, und stüzte das Haupt,
sank dreimal
„Wieder aufs Lager zurük, und suchte mit rollenden Augen
„Am erhabenen Himmel das Licht, und fands,
und erseufzte.

Man findet einige Aehnlichkeit zwischen dieser Schilderung, und dem Tod Ischariots, doch hat der lezte einen ungleich schrekkenvollern Karakter.

V. 217. Daß sie mit hellerem Auge den Abgrund sähe, mit feinern
Und geschrekterem Ohr des Richters Donner vernähme.

Die Diction ist vortreflich, und der Gedanke neu; aber läßt es sich glauben, daß Gott blos etwas zur Quaal schaffen sollte, daß es ihm an den nothwendigen Folgen auf Ischariots Verbrechen nicht genug sei? Wie schön hätte der Dichter hier auseinander setzen können, welche natürliche böse Wirkungen die Sünde in jenem Leben hat, ohne die positiven Strafen so fürchterlich darzustellen? Wie sehr konnte der Gedanke schon die Verdammniß Ischariots bewirken, daß er den Sohn Gottes verrathen, und sich dadurch von der Gemeinschaft mit den Anhängern seiner Lehre, und ihrem Glük ausgeschlossen habe.

V. 236. Trübere folgen. Das Beiwort trübere scheint hier ganz am unrechten Orte zu stehen, und im hohen Grade zu matt und unkräftig zu seyn. Das Urtheil, das Judas vernimmt, ist nicht trübe, sondern

bar und schreklich; ja es hat den höchsten Grad von Schreklichkeit, und es darf kein Komparativ, am wenigsten ein so schwacher darauf folgen. Trübe ist noch weniger, wie traurig, und hier ist von höchster Seelenangst die Rede. Wie könnte man ein Urtheil, wie folgendes, trübe nennen;

— — — — Es ist kein Maaß, das sie ausmißt,
Keine Zahl, die sie zählt, die Quaalen, die auf des Verräthers Haupt sich sammeln;

Was soll dann schreklich und seelenerschütternd seyn, wenn dies es nicht ist? Und was kann überhaupt hierauf noch schlimmeres folgen?

Nein, so schreklich hat uns der Dichter den Unglüklichen nicht hassen gelehrt, um uns seine Quaalen noch über dies Urtheil hinaufzudenken; so können wir überhaupt keinen Menschen hassen, um ihn in eine Ewigkeit von Martern gestürzt zu sehen. Gäbe es wirklich ein so jammervolles Wesen in der Schöpfung, das ein Urtheil wie Judas empfangen hätte, wer könnte ruhig seyn, wenn

er an dessen Quaalen dächte, wessen Herz müßte nicht von dem schmerzlichsten Mitleid erschüttert werden? Und in die Schöpfungen eines Dichters soll man sich doch vollkommen hineindenken, und dann die süßeste Befriedigung empfinden. Fehlerhaft ist es also, wenn sogar unangenehme Empfindungen dadurch erwekt werden.

242. — — — Erst zeig' ihm am Kreuze den blutenden Mittler;
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ' ihn zur Hölle!

Das Raffinirte dieser Strafe ist uns leicht nicht minder tadelnswerth, als jenes Schrekliche und Unendliche derselben. Es ist so wenig göttlich, so niedrig, man möchte sagen, so hämisch rachsüchtig. Wer erkennt an solchen Zügen den Allgütigen, den der Dichter selbst, als er ihn zum erstenmal redend einführt, so anfangen läßt: Gott ist die Liebe?

Doch genug von jener schreklichen Stelle! Mit ihr, denkt man, sei Judas nun auf immer von dem Schauplatz abgetreten; aber nein!

nein! Noch einmal, als der Mittler schon am Kreuze blutet, läßt ihn der Dichter erscheinen, um vor unsern Augen das Urtheil an ihm zu vollziehen, und — wer sollte es glauben? — um noch lebendiger seine Quaalen zu schildern, noch grausenvoller sein Schiksal in der Ewigkeit darzustellen. Hätten wir ein Wesen vor uns, gegen welches in jeder unserer Adern die heißeste Rache zukte, das wir noch zehnfach mehr haßten, als Philo und Adramelech, so wäre die folgende Schilderung in jeder Rüksicht ein Meisterstük; jezt ist sie es nur in dichterischer. In Rüksicht auf das Aesthetische, Psychologische und Moralische ist sie mangelhaft.

Hier ist die schrekliche Stelle Ges. IX. v. 648.

Als er (Abbadonna) am fernen Himmel bei einem
Hügel hinabsank,
Kam an der andern Seite des Hügels, ein angstvoller Schatten
Dunkler, als Abbadona, herauf. Die Himmlischen
sahn ihn.
Und es sagte zum andern der Himmlischen einer:
Wer ist er

Jener Verworfne, der dort vom Hügel gegen uns herkömmt?
Wie die Hand des Gerichts ihm seine Stirne gebrandmarkt,
Wie der ewige Tod den Gottverlaßnen entstellt hat!
Aber er wagts, in unsre Versammlung zu fliehn? — Doch ich staune
Izo, Geliebter, nicht mehr. Siehst du den hohen Obaddon,
Der dem Schatten gebeut? Ach, es ist der Geist des Verräthers!
So brachte den bangen Verworfnen der Todesengel
Näher zum Kreuz herüber. Nun sahn ihn die Himmlischen alle!
Dunkel, ein Flekken der Nacht, der über den Erdkreis herabhing,
Angstvoll, als wenn, wohin er auch schwebte, sich über ihm Blitze
Zu entzünden, unter ihm sich die Erde zu öfnen.
Jene des Rächenden Feuer auf ihn herunter zu schleudern,
Diese mit gleichem Ergrimmen ihn zu verschlingen, bereit sei:
Also näherte sich des Verräthers Schatten dem Kreuze.

Und

Und er sahe, (Das must' er!) zum Todesengel Obaddon
Unverwendet empor. So wie die Rechte des Seraphs,
Und, in der schrekkenden Rechte, das flammende Schwert sich bewegte,
Und den Flug ihm gebot; so flog der gerichtete Sünder.
Und es blieb Obaddon auf einer hangenden Wolke,
Mit dem Bebenden stehn, und sprach mit gebietender Stimme:

Schau, Verworfner! — Da liegt Bethanien! — Kaiphas Hütte
Hier! — dort unten das Haus, wo du seines Todes Gedächtniß
Auch mit empfingst! — Da ist Gethsemane! — jener, dein Leichnam! —
Bebst du? — Aber fleuch nicht! Er strekte das flammende Schwert aus.
An dem Kreuze, das nächtlicher über die andern heraufragt,
Der ist Jesus Christus! — Er stirbt, sich, für die Menschen,
Gott zu opfern; ihr Leben, und ihren Tod zu versüßen;

 Sie

Sie dem Tode, den du izt leidest, dem ewigen Tode
Zu entreissen; und sie zu erhöhn zum Anschaun der Gottheit! —
Diese Wunden, aus denen das gottversöhnende Blut quillt,
Glänzen, wenn er mit ihnen dereinst, ein Richter der Welt, kömmt!
Und nun, wende dich, Todter! Mit niedergebükter Verzweiflung
Wandte der Todte sich weg. Von ihm entlaster Obaddon
Schnell der Heiligen Kreis. Schon schweben sie unter Gestirnen,
Und die unübersehbare Weite der schweigenden Schöpfung
Schrekt den Verräther. Ein schneller, ihm qualenvoller Gedanke,
Vom allgegenwärtigen Richter, befällt ihn! Lange
Zittert er, eh er es wagt, zum Todesengel zu sagen:
Fürchterlichster der Engel, vernichte mit diesem entflammten
Blitzewerfenden Schwerte mich! Ach, zum ewigen Richter!
Führe zu seinem Throne mich nicht! — Gehorch, und verstumm du!

Also gebot ihm der Todesengel, und führt' ihn erzürnter.
Und nun stand auf einer der Sonnen, (Obaddon befahls ihm)
Judas Ischariot still, bey ihm der Engel des Todes.
Und er zeigte dem Sünder von fern den Himmel der Gottheit,
Ihrer sichtbarsten Herrlichkeit Stäte, die Stäte des Anschauns!
Ob der Richter izt gleich in heiliger Dunkelheit thronte,
Und die Halleluja des ewigen Lebens, die Feyer
Seiner Gerechten um ihn, und ihre Wonne, verstummten:
So war doch der Himmel nicht minder Himmel, der Gottheit
Würdiger Sitz; und, selbst für die Ersten der Seligen, hatt' er
Nichts von seiner, den Menschen undenkbaren Wonne, verloren!
Dieß, (so sagt' Obaddon zum Gottverworfenen,) dieß ist
Gottes Himmel, der Schauplatz der seligsten Offenbarung,
Welcher die, so ihn lieben, der Unaussprechliche würdigt!

Gott

Gott hat vor den Endlichen izt sein Antliz verborgen!
Auf dem Throne der Nacht, (Fall nieder, beb, und verzweifle!)
Heilige Nacht, wie sie dein neues Auge noch nie sah,
Schrekkend umhüllt, dort schauen wir sonst die Herrlichkeit Gottes!
Jener himmlische Hügel, er heisset Sion. Auf ihm wird
Er, der für die Menschen vom Anfang der Welten erwürgt ist,
Oft den vollendeten Frommen mit seinen Gnaden erscheinen!
Zwölfe jener goldenen Stühle, die du auf Sion
Gleich den Sonnen erblikst, sie sind des Erlösenden Jüngern
Von dem grossen Belohner bestimmt. Auf diesen, Verräther,
Richten die Jünger dereinst die Welt. Du warst ein Jünger! —
Jammre nicht, vernichtet zu werden! du jammerst vergebens!
Schau! So viele der Herrlichkeiten des Himmels dein Auge

Zu entdekken vermag! so viele Qualen hat Gott dir
Hier, Gerichteter, zugemessen! Vergebens bestrebst du
Dich, Ohnmächtiger, nicht zum Himmel hinüber
zu blikken!
Lerne des Richtenden Allmacht erkennen. Dem
Felsen im Meer gleich,
Den kein Sturm nicht bewegt, sollst du hier ste-
hen, und schauen!
Daß er, in diesen Himmel, zu dieser ewigen Ruhe,
Die ihn lieben, erhöh, stirbt Jesus Christus am
Kreuze!
Mit den Worten verließ ihn Obaddon, und
schwebte zum Himmel
Weiter hinüber, und blieb auf einer der Sonnen
des Himmels,
Anzubeten. — Izt kömmt er zurük von seinen Ge-
beten
Zum Verworfnen, der steht, und schaut, und ewi-
gen Tod fühlt!
Wende, Todter, dich! komm! Ich führe dich izo
zur Hölle,
Deiner ewigen Wohnung! So sprechen Donner!
So sprach es,
Mit entsezlicher Stimme, der Todesengel, und eilte
Und schon näherten sie der Hölle sich, hörten von ferne

Ihr Getöse, das an der äußersten Schöpfung Gestade
Brüllend schlug, und unter den nächsten Sternen verhallte.
In dem Raume, den ihr Gott in dem Unendlichen abmaß,
Wälzt sie sich, keiner Ordnung gehorsam, auf und nieder,
Keinem Gesetze der langsamen, oder schnellen Bewegung.
Fleugt sie eilend einher; so hat ihr der Richter geboten,
Ihrer Bewohner neue Verbrechen, durch wildere Flammen,
Durch geschärftere Pfeile des ewigen Todes, zu strafen!
Itzo flog sie mit wütendem Eilen herauf. Der Verworfne,
Und sein mächtiger Führer, verlassen die Gränzen der Welten,
Schweben hinab zur Pforte der Hölle. Der Engel des Todes,
Der sie hütet, erkennt Obaddon, sieht den Verbrecher,
Der sich neben ihm krümmt, und zu entfliehen, sich martert.
Aber, unter dem flammenden Schwerte gebückt, muß er eilen!

Und

Und der herrschende Seraph, des Abgrunds Hüter, eröfnet
Mit weitschmetterndem Krachen die diamantene Pforte.
Lägen Gebirge darin, sie würden den grauuvollen Eingang
Nicht ausfüllen! sie würden nur rauher ihn machen! Obaddon
Bleibt mit dem Todten hier stehn. Es führt kein Weg zu der Hölle
Schrekkenden Tiefen. Es wälzen sich, dicht bey der Pforte, die Felsen
Unabsehlich hinab, durch treufelndes Feuer gespalten.
Schwindelnd, sprachlos, und bleich, mit weitvorquillendem Auge,
Blikt das Entsetzen hinunter. Der göttlichen Rache Vollender
Stand (hier schläft der Tod nicht!) an diesem Grabe mit dir still,
Juda Ischariot, Gottverräther! — Es sagte der Seraph
Weggewendet, allein sein niedersinkendes Schwert wies
In die Tiefe: Dies ist der Gerichteten Wohnung, und deine!

Daß

Daß die Erdegebohrnen, die Sünder, nicht alle den Tod hier
Leiden, den ewigen Tod, stirbt Jesus Christus am Kreuze!
Also sagt er, und stürzt den Todten hinab in den Abgrund!
Eilt, entschwingt sich der Hölle, durchfliegt die Welten. Izt kömmt er
Zum Altar des geopferten Gottes, zu Golgatha wieder,
Steht und wartet auf neue Befehle der zürnenden Allmacht.

Ich fühle das Loos der sterblichen Menschen, und das mannigfache Elend auf der Erde, wie jeder andere; aber ich mag kein Obaddon seyn.

— — — Duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanaeque admorunt ubera tigres;

Miltons Teufel sind nicht so grausam, als Klopstocks Engel, wenigstens nicht als Obaddon.

„Gehorch und verstumm du!"

Kann

Kann die Brust eines Engels so erbarmungslos seyn, kann er ein fühlendes Wesen, ohne einen Funken von Mitleid, in diesen namenlosen Jammer stürzen? Ein fühlendes Wesen, das nur wenige Tage sündigen konnte?

Wir Menschen sind so grausam nicht, wir fühlen Mitleid, selbst mit dem Verräther Judas, vorzüglich wenn wir bedenken, wie künstlich er zu diesem Verrath hingerissen wurde. Der Dichter giebt uns zu viel Genugthuung, und dadurch geht die Wirkung der Strafe Judas gänzlich verlohren. Wir leiden bei seiner Bestrafung, statt daß wir Vergnügen empfinden sollten. Es darf also kaum wiederholt werden, daß, wenn auch alle Karaktere in der Messiade befriedigend sind, der Karakter Ischariots unser Herz und unsern Verstand kränkt.

Die fürchterliche Beschreibung der Verdammniß, und des ewigen Todes bei einem sonst so sanftfühlenden Dichter, läßt sich nur aus zwei Gründen erklären: 1) aus dem Zeitalter, worin der Messias geschrieben wurde; 2) aus dem überschwenglichen Genie des

Dichters, dem immer nur das Höchste genug ist.

In der Mitte dieses Jahrhunderts hatte man noch die fürchterlichsten Vorstellungen von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Der größte Geist aber kann sich nicht ganz von der Denkungsart seines Zeitalters, die er gleichsam mit der Muttermilch einsaugt, losmachen; daher kömmt denn wohl die furchtbare Strenge, womit Klopstok seine Verdammten richten läßt. Eine Messiade aus dem lezten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts hätte so gräßliche Verdammungen nicht, die auch der Pinsel eines Klopstoks nicht zu würdigen Ideen für das männliche Alter der Menschheit erheben kann.

Ueber die Würde des Schriftstellers und über ein Gedicht von Herrn Schiller. *)

Wenn man die Wichtigkeit und Würde eines Menschen nach seinen Wirkungen, und nach seinem Einfluße auf andere bestimmen wollte, so würde der Schriftsteller auf der ersten Stuffe unter den Sterblichen stehen. Der Mensch, mit Sprachorganen und mit Handlungsvermögen begabt, wirkt durch bei-

*) Man wird sich vielleicht wundern, daß dies Gedicht, das schon so lange im zweiten Heft der Thalia erschien, noch jezt beurtheilt wird. Es läßt sich aber hoffen, daß es bei den Verehrern alles Schönen noch im frischen Andenken ist; und überhaupt läßt sich über manche Sachen erst nach einiger Zeit, wenn man andrer Urtheile darüber gehört hat, am besten sprechen.

de auf den Zirkel derer, die um ihn sind, unmittelbar; der Einfluß davon verbreitet sich dann mittelbar weiter, und verliert sich endlich in der ringsum wimmelnden Menge der Menschen. Der Schriftsteller aber wirkt unmittelbar auf Tausende, die er nie gekannt, nie gesehen hat, und dieser unmittelbare Einfluß verliert sich oft in Jahrtausenden nicht. Er spricht mit Menschen, die hundert, vielleicht tausend Meilen von ihm sind, spricht selbst oft nach dem Tode noch mit mehrern Personen, als er im Leben je gesehn hat, und lebt jezt schon für künftige Generationen.

Von dieser Seite betrachtet ist die Würde des Schriftstellers größer, als irgend eine andre Würde im Staat, sein Wirkungskreis ausgebreiteter als der des Monarchen, die Rede seines Mundes lauter und gewaltiger, als die des größten Redners. Er spricht, und seine Stimme schallt über ein ganzes Land; sein Volk horcht auf und hört seine Worte oft in den entferntesten Provinzen zugleich. Von seinem einsamen Zimmer aus dominirt er über die Seelen Tausender, und

bestimmt zum voraus, was sie denken und empfinden sollen. Er mahlt die Wohlthätigkeit mit liebenswürdigen Zügen; nach Jahren vielleicht lesen es Tausende an tausend verschiedenen Orten. Aller Seelen werden, wenn auch von fern nur, in die Stimmung versezt, die der Mann auf seinem einsamen Zimmer hatte. Hier erhebt sich vielleicht von den Tausenden in der Rührung seines Herzens einer, geht hin, erquikt eine leidende Familie, und verwandelt ihre Thränen in Jauchzen und Frohlokken; dort erinnert sich vielleicht ein andrer an einen unglüklichen Freund, der seines Trostes bedarf, geht hin, und erquikt sein Herz; dort wird vielleicht noch eine andre gefühlvolle Seele für das ganze Leben zum Wohlthun gestimmt. Der Schriftsteller schildert im Feuer seiner Einbildungskraft Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Redlichkeit, Menschenliebe, Gerechtigkeit; alle die ihn lesen werden zu diesen Tugenden hingerissen, werden geneigter und williger, wenn die Gelegenheit sich beut, sie zu üben. Er sucht im Drange seines Herzens

Trostgründe bei einem unglüklichen Leben hervor, sucht Gründe für Unsterblichkeit der Seele, für ein künftiges, glüklicheres Leben, und mahlt sie in lebendigen Farben aus; Tausender Herzen werden erquikt, fühlen die Lasten des Lebens leichter auf ihren Schultern, und die Hoffnung einer glüklichen Zukunft wird ihre Begleiterin durch dies Leben. Seine Schilderung ist lebhaft, ist belustigend und scherzhaft: Tausende werden aufgeheitert, gehen in den Zirkel ihrer Freunde, ihrer Familie, und heitern in dieser fröhlichen Laune auch alles um sich her auf. Wie unbegrenzt ist solch eine Wirkung! Wie unendlich solch eine Herrschaft in Körper- und Geisterwelt! Und dies waren dennoch nur die nächsten unmittelbaren Wirkungen; die fernern mittelbaren verliert das Auge. Der Schriftsteller ist einem gesunkenen Wurfe im Wasser gleich; die Schwingungen von ihm verbreiten sich ringsum über das Erdenrund. Eine Periode von seinen Schriften kann Einfluß auf eine Welt haben, ein Blatt Wirkungen für Tausende in der Ewigkeit.

Das

Das Gemälde braucht der Vollendung nicht. Diese wenigen hingeworfnen Züge, die der Ausmahlung auf Bogen noch fähig wären, reichen schon zu, die so wenig beherzigte Würde des Schriftstellers dem Auge etwas näher zu bringen.

Aber wenn diese Würde entweiht, wenn sie zum Nachtheil der Menschheit angewandt würde? Wer ahndet hier nicht mit Schrekken, daß sie dann eben so viel Unheil in Körper- und Geisterwelt würken, eben so viel Elend, als die unentweihte Glük, hervorbringen könne? Der talentvolle übeldenkende Schriftsteller kann, wie ein mächtiger, schadenfroher Dämon, in der sichtbaren und unsichtbaren Natur, tausend Arten von Unheil erschaffen. Er kann das gröste moralische Ungeheuer auf Erden werden. Mit hellem Kolorit übertünchte Wollust, gleichgültige Darstellung des menschlichen Elends, (denn es giebt warlich Schriftsteller, die die schreklichsten Quaalen eines Menschen mit henkersmäßiger Kälte, mit ruhigem Lächeln schildern können, und dadurch das menschli-

 che

che Herz, das so leicht einen Callus annimmt, noch mehr härten) wie Schlangen gewundene Schlüsse wider Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele, Schonung und Bemäntelung des Lasters, alle diese Züge in dem Werk eines talentvollen Schriftstellers und tausend andere können unendlichen und namenlosen Jammer in der ganzen lebenden Schöpfung verbreiten, und das menschliche Geschlecht würde vielleicht nach Jahrtausenden noch ein entsetzliches Weh über einen solchen Schriftsteller ausrufen, wenn es nicht zu blödsichtig wäre, um all das geheime Verderben zu durchschauen, was von ihm über die Schöpfung ausfloß. Und weh einem solchen Schriftsteller! Wenn die Handlungen eines Menschen nach ihren Folgen beurtheilt werden, so ist der Missethäter, der unter stundenlangen Martern auf dem Rabensteine stirbt, ein Seraph gegen ihn. Heil uns, daß es von dieser Gattung nur wenige giebt, daß sie sich unter den Edlern verliehren, wie die Giftpflanzen unter den andern tausend Heil und Leben bringenden Kräutern!

Wer

Wer sollte nicht zittern, nur einen Gedanken niederzuschreiben, der mit dem Glük der Menschen nicht bestehen kann? Dieser Gedanke kann allgegenwärtig unter ein ganzes Volk umherfliegen und an ihrer Ruhe nagen. Der Monarch, der über Millionen gebeut', kann einen Befehl, der seinen Unterthanen nachtheilig war, zurüknehmen; der Schriftsteller selbst ein Wort nicht. Dies ist ein Saame, aus dem Heil oder Unheil für die Ewigkeit hervorwachsen kann.

Ich gehe von diesem allgemeinen Gegenstand zu einem besondern, von den Schriftstellern im Ganzen zu einem Individuum über; zu einem Schriftsteller, der auf der Bühne und im einsamen Zimmer zugleich hinreißt, gleich bewundert wird, kurz, einer von denen, die im Anfange dieses Blatts geschildert wurden. Dieser große Schriftsteller indessen hat in gewissen Stunden der Laune und der Begeisterung das Eigene, daß er mit dem, was den Menschen am wichtigsten, am heiligsten ist, wie mit einem Federball spielt.

Vorzüglich thut er dies in ganz vortrefflichen, man möchte sagen, unnachahmlichen Gedichten. Aber um so gefährlicher ist diese sonderbare, diese ihm nur eigene Spielerei.

Herr Schiller würde es keinem verdanken, der ihm im Kapwein unmerklich ein Successionspülverchen beybrächte; eben so wenig verdanken wir es ihm, wenn er uns in einem herrlichen Gedicht eine Moral einflößt, die unsrer Ruhe, unsern Sitten und unserm Glük gleich gefährlich ist.

Und diese Moral liegt bei genauer Entzifferung unwidersprechlich in dem schönen Gedicht: die Resignation.

Vor des Dichters Phantasie nemlich steigt ein Sterblicher auf, der nach einem in Enthaltsamkeit und genußlos vollbrachtem Leben zur Ewigkeit kömmt, und das Glük, das er in diesem Leben nicht fand, von ihr fodert. Denn ein Götterkind, das man ihm Wahrheit nannte, hatte ihn darauf verwiesen, und er hatte ihr seine süßesten Freuden geopfert:

„Ich

„Ich zahle dir (sagte sie zu ihm) in einem andern
Leben,
gieb deine Jugend mir,
nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben
und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.
„Gieb mir das Weib so theuer deinem Herzen,
gieb deine Laura mir.
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
und weinte laut und gab sie ihr.

Die Welt hohnlächelte über seine Schwachheit und sagte:

Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,
Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.

Auch die Spötter witzelten laut über seinen Glauben, und riefen ihm zu:

„Vor einem Wahn, den nur Verjährung
weiht,
erzitterst du? Was sollen deine Götter,
des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
die Menschenwitz des Menschen Nothdurft
leiht?"

„Ein

„Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
von mächtigen gegönnt,
Schrekfeuer angestekt auf hohen Thürmen u. s. w.
„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten
die Mumie der Zeit
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
das nennt dein Fieberwahn — Unsterblichkeit?“
„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
der Meldung that von der Vergelterin?“

So spotteten sie über seinen frommen Wahn; er aber blieb unerschütterlich fest in seiner Hoffnung, kömmt nun am Ende seiner Laufbahn zur Ewigkeit und spricht:

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jezt werf ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

So ruft der arme Sterbliche, und nun? Nun höre man den Lohn der ihm wird:

„Mit

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
rief unsichtbar ein Genius,
Zwei Blumen, rief er — hört es, Menschenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
dein Glaube war dein zugewognes Glük.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
giebt keine Ewigkeit zurük."

So endigt sich dies vortrefliche Gedicht. Aber wie schreklich werden wir in diesem vortreflichen Gedichte überrascht! Wie heftig wird unser Gefühl von der empfindlichsten Seite erschüttert! Wir sind in einem schönen Irrgarten herumgeführt, und finden endlich in der Mitte desselben, wo wir die gröste Schönheit erwarteten, den Minotaur mit auf-

aufgesperrtem Rachen; er hat eben einen armen Sterblichen verschlungen, und die Reihe wird bald auch an uns kommen.

Und nun die Moral von diesem schönen Gedicht. Wenn man nicht ganz andre Ideen mit den Worten verbindet, wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch thun darf, so lautet sie offenbar folgendermaßen: Es giebt keine Zukunft; alles, was wir bei unserm Daseyn genießen wollen, müssen wir in unserm jetzigen Erdenleben suchen. Genieße deshalb jeder darin soviel er kann und darf; wer Stärke genug hat, eine Zukunft zu glauben, der begnüge sich mit der süßen Hoffnung, sie ist das einzige, was ihm bei seinem Daseyn beschieden ward.

Arme Sterbliche! ihr seyd sehr stiefmütterlich von der Natur zum Daseyn ausgestattet, wenn man auf diese Moral fußen kann! Sie hat euch einen heißen schmachtenden Durst gegeben, und giebt euch dabei einen kleinen unmerklichen Tropfen, diesen Durst zu stillen, oder vielmehr ihn zu reizen. Weh uns, wenn dies unser beschieden Theil ist!

Und der Genius, der uns diesen schreklichen Glauben predigt, spricht von Liebe, spricht von Blumen, die er seinen Kindern giebt? Der Grausame! Er zerknikt beide Blumen, indem er sie uns reicht. Die eine davon, Hoffnung, raubt er uns durch seinen eigenen Ausspruch; er leugnet ja ein künftiges Glük, worauf diese Hoffnung sich gründen kann. Und Genuß? Ach, auch der Genuß wird verbittert, wenn ein Tag uns bevorsteht, der uns ihn auf ewig zu rauben droht. Dem Missethäter, dessen Todestag in einem Jahre bestimmt ist, schmekt schon heute selbst ein köstliches Mahl nicht mehr. Aber es sei; wir wollen einmal annehmen, es sei wahrer Genuß bei diesem Glauben möglich: was wird aus dem Menschen werden? Ein ungezügeltes Roß, das die Leidenschaften so gewaltig spornen, bis es außer Athem niederstürzt. Was würde heilig seyn auf der Erde? Welches Gesez würde der Mensch nicht mit Füßen treten, so lange ihn nur die kurzsichtige menschliche Gerechtigkeit nicht erreichen könnte? Gotter thut einen

Blik in eine Welt, wo dieser Glaube herrscht, und spricht:

Ich seh die Bande der Natur
zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre
verbannt; zertrümmert die Altäre
der Freundschaft, und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich seh den Untergang der edelsten Geschlechter,
verruchte Väter, Mütter ohne Schaam,
zu frechen Künsten auferzogne Töchter,
und Männer ohne Bart, gebohrne Haremswächter,
in denen nie der Mann zur Reife kam;
ich seh die Ruh der schönsten Ehe
durch einen Lovelace gestöhrt;
ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,
in einem Augenblik von ihrer Tugend Höhe
herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe
verführter Jungfraun Angst; sie schreien: wehe! wehe!
und zukken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach.
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verlohren,
vertroknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und seufzt noch einmal: ach!
und steigt empor zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,

und Elend, sein Gefolge, wimmeln nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Sitone
sind nun ein freier Staat; u. s. w.

O wahrlich, wahrlich, die Welt würde ein Zusammenfluß von Abscheulichkeit, ein unförmlicher Klumpen voll Widerspruch, und endlich ein weites Grab des armen Menschengeschlechts seyn, wenn der schrekliche Genius, der von Liebe spricht, Recht hätte.

Ist seine Lehre wahr, daß, wenn mein Leib zerfällt,
Mein Geist, der kaum sich selbst, kaum Gottes Welt erblikket,
mit ihm zugleich vergeht, so ist in dieser Welt,
so unaussprechlich schön sie auch ihr Antliz schmükket,
so vielen Zauber auch ihr Wesen in sich hält,
für mich kein wahres Glük zu finden,
so seh ich Schlangen sich um meine Speisen winden,
so regt bei jedem Glük, bei jeder sanften Lust,
der Schrekgedanke sich in der geengten Brust:
Du stirbst in kurzer Zeit, bald wird die Lust verschwinden,

bald wirst du nicht mehr seyn; wie kannst du Lust
empfinden?
So mischt sich Wermuth in den Wein,
so kann für keine Lust mein Geist empfänglich seyn,
so ist mein Loos dem Loos des Missethäters ähnlich,
der keine Ruhe fühlt, den keine Freude wekt,
weil immer ihn das Ziel des nahen Todes schrekt,
so wünscht mein Geist zur Ruhe nichts so sehnlich
als: nicht zu denken, nein, nur zu empfinden bloß,
so bin ich klagenswerth, selbst in des Glükkes
Schooß,
so kann ich jedem Schmerz erliegen,
so hab ich nicht den Muth die Leiden zu besiegen,
so wird das Elend eisern mir,
so ruht bei jeder Noth Verzweiflung vor der Thür,
so ist der Leidende zu seiner Qual gebohren,
so ists sein gröster Feind der ihn zum Seyn er-
kohren,
so wünscht' ich nicht zu seyn, so würd' ich gern
ein Thier
so wäre jeder Wurm weit glüklicher als wir.

Manche werden vielleicht finden, daß ich über diesen Gegenstand zu ernsthaft urtheile; man verzeihet so leicht einem schönen Gedicht, wenn auch weder Verstand noch Herz recht

damit

damit zufrieden seyn will. Aber wir sind hier wirklich von einer zu empfindlichen Seite angegriffen, von einer Seite, auf der das Glük unsers Lebens beruhet. Welcher Thor würde einen Löffel voll Honig nehmen, der ihm auf der Zunge süß schmekte, aber nachher Schmerzen, oder gar ein sieches Leben verursachte. Herr Schiller sagt zwar in einer Note unter dem vorhergehenden Gedicht: „Freigeisterey der Leidenschaft,“ er erwarte von dem billigen Leser, daß er bei den folgenden Gedichten eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen werde. Aber zum Unglük paßt diese Anmerkung bloß auf das erste Gedicht, und schlechterdings nicht auf das zweite. In diesem ist weder Aufwallung der Leidenschaft, noch Verzweiflung eines Liebhabers; im Gegentheil herrscht durchgängig darin ein ruhiger, kalter und philosophischer Ton eines armen Sterblichen, der an der Ewigkeit steht, und mit vielem Nachdruk ein lang

erwartetes Glük fodert. Von dieser Seite also kann man ohnmöglich die gefährliche Moral dieses Stükkes entschuldigen. Vielleicht aber kann man dies von Seiten der Aesthetik eher; vielleicht konnte ein so hoher Grad von dichterischer Schönheit nicht erreicht werden, wenn die Moral minder gefährlich war? Warum aber nicht? der anstößige Punkt kömmt ja erst ganz zulezt, als der Genius auftritt und uns so empfindlich überrascht. Alle Schönheiten waren vorher schon in reichem Maaß verschwendet, und es brauchte der Ueberraschung oder der Erschütterung zu einem schönen Ausgange gar nicht.

Wir würden es Herrn Schiller sehr verdanken, wenn er uns in einem so schönen Gedicht eine gleich schöne Moral gegeben hätte. Und wie leicht war dies nicht? Nur eine andre Wendung in den lezten drei Versen, nur grade das Gegentheil von den Worten des Genius. Aber es gefiel dem Dichter nun einmahl, uns einen schönen Lekkerbissen mit einem sehr bittern Nachgeschmak zu geben; man weiß freilich nicht eigentlich

warum?

warum? Oder sollte es dem Herrn Schiller wirklicher Ernst mit dieser Lehre seyn? Sollte sein Glaube mit den Worten des Genius übereinstimmen? In diesem Fall müssen wir ihn inständigst bitten, unserer Schwachheit zu schonen; und sollte er vielleicht selbst stark genug seyn, diese Lehre zu ertragen, so braucht er nur einen Blik um sich her zu thun, um tausend und aber tausend zu finden, die dabei die Ruhe ihres Lebens einbüßen würden. Herr Schiller wird also gewiß aus Menschenliebe schon diese Lehre wenigstens für sich behalten, und weder in Prosa noch in Versen Proselyten zu machen suchen.'

I.

Euphrosin, und der Greis mit der silbernen Wage.

Eine Erzählung seltener Art.

Inde fit, ut raro, qui se vixisse beatum
dicat et exacto contentus tempore vitae
cedat, uti conviva satur, reperire queamus.

HOR.

Mit gesenktem Haupte, mit kummervollem Antliz verlohr sich Euphrosin aus einem kleinen Dorfe, an das Ufer des Meers, das unfern davon seine Wellen rollte. So werde ich denn nie glüklich seyn? hub er an, als er endlich aus seiner stummen Schwermuth sich zur Sprache emporgewunden hatte; so hat denn die Hoffnung, nach zehnfacher Täu-

schung,

schung, zum eilftenmale mich getäuscht? O Leben, Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünschen, Kette ohne ein einziges Glied von voller Befriedigung! Und dies Glied hofft ich doch, schon von den Jahren des Knaben an, zu erreichen. Damals, als Zwang und Beschränktheit den Frohsinn meiner Jugend untergruben, als mühvolles Lernen und peinliche Lehrer mein Glük eng zusammenpreßten, damals blikt' ich voll Sehnsucht zu den Jünglingsjahren hinüber. Dann bist du frei, dann wirst du glüklich seyn! lispelte mir die Hoffnung in das horchende Ohr. Sie kamen, die ersehnten Jahre, und nun rang ich, rang aus allen Kräften, glüklich zu seyn. Aber war ich es? Ehrbegierde schwellte meine Brust, und machte mein Herz unruhig; ich durstete heiß nach Ruhm, und nur Tropfen von Befriedigung wurden mir; ich trachtete zu glänzen, und in strenger Vormünder Hand lag mein Vermögen. Wären doch diese peinliche Zeiten erst vorüber! seufzt' ich, und begann nun, meinen Blik sehnsuchtsvoll auf die Jahre des Mannes zu richten. Noch

einmal trat die Hoffnung zu mir, und sprach mit süßer Stimme: wie lieblich ist es, Schätze zu besitzen! Schätze vermögen alles; wie glüklich werden sie dich machen! Ich glaubte der Lügnerin und sah die Zukunft in hellem Gewande vor mir. Sie kam, und träufelte die Schätze meines väterlichen Erbtheils auf mich herab. Nun genoß ich in vollen Zügen, was der Reichthum an Genuß giebt; ich genoß es in vollen Zügen, und genoß wieder, und genoß zum drittenmal. Da war ich satt. Tausende gaben mir jezt nicht mehr Freude, als vorher hunderte gethan hatten. Gewohnheit machte mir die Genüsse alt. Nun verlangte ich nach Wirksamkeit. Wirken wollt' ich zum Heil der Menschheit, wirken zum Heil meiner Brüder; darin nur liegt wahres Glük und Zufriedenheit mit sich selbst!

Ich trat in die Laufbahn, worin ich wirken konnte, und begann das Werk mit voller Kraft. Es gelang. Ich konnte wirken; aber nicht, wie ich wollte. Form der Geseze, Obere, altes Herkommen lähmten mir

die Hand. Mein Verstand erkannte Mißbräuche, und konnte sie nicht vernichten; mein Herz fühlte, was zum Wohl anderer zu thun war, und alles, was ich um mich sah, thürmte sich diesem Thun entgegen. Ich wollte einen Riesenschritt zum Heil der Welt machen, und es lagen so viel Dornen, so viel Klippen im Wege, daß kaum der Schritt eines Zwerges daraus wurde. Ich arbeitete von der Morgenstunde an, bis der Abendwind wehte, und hatte wenig Belohnung; denn ich arbeitete nicht, was Herz und Verstand mir befahlen, nicht was ich wollte.

Hier ist das Glük nicht zu finden! rief ich ermattet aus, und schaute noch einmal mit sehnsuchtsvollem Blik umher, wo es wäre, ach, in welchem Winkel der Erde es wäre, das Glük, das ich nun so lange schon umsonst suchte. Da nahte sich mir zum drittenmal die Hoffnung in ihrem reizendsten Gewande, und redete mir mit freundlichen Worten ans Herz: Siehe, sprach sie, die Weisen des Alterthums sezten das Glük ihrer Götter in ewige Ruhe; nur darin ist es zu finden.

Suche ländische Stille, suche Ruhe, und du wirst glüklich seyn.

Ich folgte der schmeichelnden Göttin, verließ die große Welt, verließ meine Geschäfte, und wandte mich zu einem einsamen Landsitze. Ja, hier war ich glüklicher als vorher. Ungestörtheit, Befreiung von Zwang und den kleinen Unruhen der Welt, gaben mir innern Frieden; der Anbau meines Landes, und die wechselnde Hoffnung des Ertrags gaben mir Freude. Nur Leerheit, Leerheit entstand oft in meinem Herzen, nur Uebertragung meines Glüks auf ein anderes Wesen, fehlte mir, und schmälerte meine kleinen Genüsse. Eine Gattin, die dich liebt, die du anbetest, bedarfst du noch zum vollkommnen Glük, dacht' ich, und wählte — Lyda, Lyda, der schon lange mein Herz entgegenwallte. Sie ist schön, meine Lyda, sie hat Geist und Herz, aber du dort oben weißt, ob ich glüklich bin? Meine Lyda widerspricht, und macht mir dadurch tausend bittre Augenblikke; sie ist gern von Männern auch außer mir angebetet, und der schöne Medon! —

Nein,

Nein, ich kanns nicht mit ansehen! Noch eben bin ich voll gerechten Zorns hinweggegangen. O Leben! Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünschen. Kette ohne einziges Glied von Befriedigung! Jezt, da ich alles zu haben glaubte, was meine Wünsche erzielten, jezt bin ich unglüklicher als vorher! — —

So hatte Euphrosin bald laut gejammert, bald die Gedanken in sich verschlossen, und war unterdeß tief in einen Wald längst dem Ufer des Meers gekommen. Er rang jezt voll innerer Kümmerniß schweigend die Hände, und hob die Augen zum Himmel, als er plözlich einen Greis vor sich erblikte, der ihn schon einige Zeit beobachtet zu haben schien. Der Greis trug in Bildung, Anstand und Kleidung alles, was Ehrfurcht und ein heiliges Grauen erregen konnte. Sein Antliz und sein Haar war schneeweiß, sein Auge ernst, aber menschenfreundlich, sein Kleid floß gefaltet bis auf die entblößten Füße herunter, und in der Hand trug er eine silberne Wage. Euphrosin staunte den ehrwürdigen Alten an, vermochte nicht, sich zu nahen, nicht

sich

sich zu entfernen, nicht zu reden; so betroffen war er, daß ein menschliches Wesen seine Klagen vernommen hatte.

Du scheinst, fieng endlich der Greis an, da Euphrosin von seiner Betroffenheit sich nicht erholen konnte, du scheinst etwas zu empfinden, was die Sterblichen sehr oft zu empfinden pflegen: Angst und Kummer. Wenn es dich nicht unbescheiden dünkte, so würd' ich dich bitten, mir die Ursachen davon zu erzählen. Ich kenne die Menschen und ihre Leiden schon lange; vielleicht kann ich dich trösten, vielleicht erleichtert sich deine Last durch Mittheilung.

Die Worte des Greises flößten Zutrauen ein; und dee Leidende öffnet ja sein Herz so gern.

Du hast recht in meinem Antliz gelesen, Gram und Kummer sind aus meinem Herzen darin übergegangen. Und wo sollte beides mehr wohnen als bei mir? Siehe, ehrwürdiger Alter! von Jugend auf habe ich das Glük gesucht, von Jugend auf mit heissem Verlangen ihm nachgestrebt, und noch in kei-

ner Lage des Lebens ist es mir zu Theil worden! Von einem Zeitpunkt des Lebens bis zum andern, hab' ich immer von neuem gehofft, und immer ist mir das Glük aus den Händen gewunden. Ach, und jezt, da ich alles gethan habe, was mir zur Erschaffung desselben möglich war, jezt bin ich zwiefach unglüklich! — Mitleidig und wohlwollend blikte der Greis auf den Klagenden. Erzähle mir doch, sprach er nach einer kleinen Weile, deine Schiksale etwas näher; sage mir doch recht offenherzig, wie du das Glük suchtest, und was dich denn immer von neuem hinderte es zu finden.

Euphrosin erzählte, was auch wir vorhin schon von ihm hörten, erzählte jene Reihe von Begebenheiten noch umständlicher, und hatte an dem Greise einen aufmerksamen Hörer. Denn es ist ein Kennzeichen der Weisheit, allem, dem sie einmal sich widmet, volle Aufmerksamkeit zu gönnen, sollte es auch manches Unweise enthalten.

Als Euphrosin geendigt hatte, stand der Greis eine Zeitlang gedankenvoll da, und

sagte

sagte dann: ich sehe aus deinem Leben, daß du manche Künste und Wissenschaften erlernt hast: hatten diese Künste wohl alle einige Regeln, die man anwenden mußte, wenn man sie üben wollte?

Ja, ehrwürdiger Greis, sie hatten alle Regeln, von den Sprachen an bis zur feinsten Metaphysik; und man muß sich nach ihnen richten, wenn man in den Künsten einige Fertigkeit erlangen will.

Obwohl die Fertigkeit glüklich zu seyn, fuhr der Greis fort, auch eine Kunst ist, und ob sie auch wohl ihre Regeln hat?

Ich glaub' es, aber sie müssen sehr schwer seyn; denn ich habe sie nie finden können.

Vielleicht finden wir beide sie, denn der Verstand zweier Menschen vermag immer mehr. Aber antworte mir auf alle meine Fragen recht aus dem Herzen! Aus deinen heiligen Büchern weißt du, daß es kurz nach der lezten Umbildung der Erde ein Paradies gab; erinnerst du dich noch wo es lag?

Es lag in der Gegend von Armenien am Euphrat, und Tiger.

Ob es wohl noch da liegt?

Gewiß nicht! die Sündfluth hat die lezten Spuren davon weggeschwemmt, und die Reisenden suchen vergebens nur das geringste Merkmal davon.

Ob es aber wohl an einem andern Orte der Welt noch ein Eden giebt?

Davon hat man nie gehört; es muß also wohl nicht seyn.

Sollte also, weil es kein Eden mehr auf der Erde giebt, auch keine vollkommne Glükseligkeit mehr auf derselben statt finden?

Leider, leider giebt es die nicht mehr!

Laß uns also die erste Regel für unsre Kunst aus dieser Bemerkung hernehmen, daß wir, so wie kein Eden, auch keine vollkommne Glükseligkeit mehr auf Erden suchen müssen. Dies wird uns Genügsamkeit geben, meinst du nicht?

Ja, weiser Mann, aber ein Paradies habe ich nie verlangt, sondern nur soviel Glükseligkeit, als ich mit Recht erwarten durfte, und dennoch ...

Laß das jezt! Es giebt vielleicht der Regeln noch mehrere, die man üben muß, wenn man die Kunst glüklich zu seyn, lernen will. Beantworte mir, wenn es dir nicht lästig ist, nur noch einige wenige Fragen. Was meinst du, sollte es wohl Menschen geben, die eben so viel angenehme als unangenehme Empfindungen bey ihrem Daseyn auf der Erde hätten?

Ich glaub' es. Die menschlichen Schiksale sind so unendlich verschieden und in jedem Grade von Glük oder Unglük vorhanden. Ob aber diese Menschen mit halb günstigem, halb ungünstigem Schiksale sich für glüklich oder unglüklich halten? Was denkst du?

Euphrosin sann einige Zeit nach, und sagte dann: Ich glaube, für unglüklich, denn ich habe schon viele gekannt, die alles hatten, was glüklich machen konnte, und sich dennoch um eines kleinen Umstands willen, für unglüklich hielten.

Ob

Ob es aber auch wohl Menschen giebt, die mehr angenehme als unangenehme Empfindungen haben?

O gewiß, und wahrlich der gröste Theil unter den Menschen! Gott müste ein Tyrann seyn, wenn er der Leiden mehr erschaffen hätte als der Freuden.

Sollten auch unter diesen Menschen, die des Glüks mehr empfinden als des Schmerzes, wohl einige seyn, die sich dennoch für unglüklich hielten?

Auch dies muß ich dir zugeben; denn ich sagte eben schon, daß es Menschen gäbe, die bei vielfachen Genüssen durch das Daseyn eines einzigen Uebels sich unglüklich fühlten.

Woher mag dies wohl kommen?

Ich weiß es nicht, ehrwürdiger Mann; wenigstens wag ich nicht, in deiner Gegenwart darüber zu entscheiden.

Vielleicht kann ich dir darauf helfen. Die Menschen mögen wohl eine entschiedne Neigung haben ihren Blik mehr auf das Böse zu heften, das ihnen wiederfährt, als auf das Gute. Jener Dichter mag wohl Recht ha-

ben, wenn er spricht: ein Tropfen Kummers verbittert uns ganze Meere von Freude!

Es schmeichelt mir sehr, daß ich deine Meinung errieth; gerade das dacht' ich.

Ob dies aber wohl der rechte Weg zum Glük ist?

Schwerlich! Es scheint vielmehr, als müßte man gerade das Gegentheil thun, um glüklich zu seyn.

Ganz gewiß! Laß uns also aus diesen Betrachtungen die zweite Regel für unsre so nüzliche Kunst ziehen. Sie wird ohngefehr so heißen: richte deine Augen mehr auf das Gute deiner Lage, als auf das Böse! Habe einen Adlerblik für deine glüklichen Schiksale, sey blödsichtig für die unglüklichen! Fällt dir ein trüber Gedanke ein, der dich mit deinem Loose unzufrieden zu machen droht; so erinnre dich sogleich an alle das Gute, das die Gottheit dir schenkte, und du wirst gewiß in der nächsten Minute schon zufrieden seyn. Hast du dies in deinem vorigen Leben wohl immer gethan, Euphrosin?

Euphrosin war theils verwundrungsvoll, theils verlegen; das erste, weil der unbekann-

te Greis ihn beim Namen nannte, das zweite, weil er auf die vorgelegte Frage nicht mit ganz reinem Gewissen antworten konnte, und schlug endlich stumm die Augen nieder.

Beunruhige dich nicht, fuhr der Greis fort, wegen einer Schwachheit, woran fast das ganze Geschlecht der Sterblichen kränkelt. Wo ist der Mensch, der alles das Gute erkennt, das ihm auf der Erde zu Theil wird? Wo der Sterbliche, der nicht oft mitten im Schooße des Glüks die Vorsehung anklagt? Wir wachsen unter tausend Genüssen auf, ohne sie zu bemerken; Zeit und Gewohnheit machen sie uns alt, und ihr Daseyn wird aus unserm Gedächtniß getilgt, wenigstens nicht mit in Rechnung gebracht; aber ein Uebel, das uns trift, wird genau erwogen, wir richten unsre ganze Aufmerksamkeit darauf, und vergessen es nicht so leicht wieder. Ein Fluß, der ruhig dahin strömt, die Bewohner an seinem Gestade nährt, ihre Felder bewässert und ihre Fahrzeuge trägt, wird nicht bemerkt, wenigstens nicht gepriesen; das aber sobald er einmal seine

Ufer überschwemmt, hier ein Haus hinwegreißt, dort eine Flur versandet, so klagt man ihn laut an, und vergißt das Unheil in vielen Jahren nicht wieder. Gerade so machen es die Menschen mit ihrem Schiksale. Wohlbehagen ist in der Regel, und — fließt unbemerkt dahin; Mißbehagen ist außer derselben, und — wird buchstäblich angemerkt! Tausende, die im Grunde höchst glüklich sind, schäzen sich geringfügiger Dinge wegen unglüklich. Solltest auch du dies gethan haben, Euphrosin? so quäle dich darüber jezt nicht mehr. Aber heilig sey dir die Regel: von nun an so auf das Gute deiner Lage zu merken, wie du sonst auf das Böse davon merktest; das erste unaufhörlich ins Licht, das lezte in den Schatten zu stellen. Dann wirst du bald dein Schiksal so reizend finden, als die Hoffnung es dir immer vorspiegelte.

Euphrosin war in tiefen Gedanken versunken, und blieb noch immer stumm; aber sein Schweigen war beredt, und sagte wenigstens so viel, daß die Worte des Greises nicht ganz fehl getroffen hätten.

Beide blieben eine kleine Weile in dieser Stille neben einander; aber man weiß, daß Einsylbigkeit der Fehler der Greise nicht ist, und so war es selbst bei dem Greise mit der silbernen Wage.

Ich redete schon soviel, hub er von neuem an, daß ich fürchten muß, dich ermüdet zu haben. Sonst würd' ich dich bitten, mir noch einige Augenblikke deine Aufmerksamkeit zu gönnen, um dir noch mit wenigen Worten zu erzählen, was mich meine Erfahrung über die Kunst, glüklich zu seyn, lehrte.

Diese Worte wekten Euphrosin wieder aus seinem Verstummen. Hastig rief er: rede, ehrwürdiger Greis, ich könnte einen Tag dir zuhören Ach, niemand weiß es besser, als ich, wie schwer die Kunst ist, glüklich zu seyn; sollt' ich ihr nicht einige Augenblikke widmen?

Wohl dann, entgegnete der Greis; aber erwarte nichts anders, als etwas ganz alltägliches. Ich wollte dir blos noch eine Regel der Glükseligkeit, die dir gewiß bekannt ist, ins Gedächtniß zurükrufen. Was meinst

du, sollte wohl der Neid eine angenehme Empfindung seyn?

Nichts weniger, wie das; vielmehr eine sehr unangenehme.

Ob er aber wohl bloß für die Gegenwart unangenehme Empfindungen erregt, oder auch noch überdies für die Zukunft schadet?

Ich glaube, er thut das lezte auch; denn er macht uns feindselig gegen andre, und unzufrieden mit uns selbst.

Ganz gewiß! Bei welcher Gelegenheit aber mögen die Menschen wohl Neid empfinden; ob dann, wenn sie Aermere, Verachtetere und Unglüklichere sehen?

Keinesweges! Dann haben sie die weit angenehmere Empfindung des Mitleids. Neid empfinden sie im Gegentheil, wenn sie Reichere und Glüklichere sehen.

Sollten die Menschen wohl immer Neid bei diesem Anblik empfinden?

Ich glaube nicht.

O gewiß nicht! Sondern nur dann, wenn sie sich mit diesen Geehrterern und Glüklichern vergleichen. Dann erst wer-

den

den sie neidisch und unzufrieden mit ihrem Schiksal. Ist es daher wohl weise, diese Vergleichung anzustellen?

Nein, wahrlich nicht! Besser wäre es wohl, sich mit den Unglüklichern zu vergleichen.

Gerade das ist es, lieber Euphrosin, was ich als die lezte Regel zur Glükseligkeit herausheben wollte: Vergleiche dich niemals mit denen, die glüklicher sind, als du, vergleiche dich immer mit Unglüklichern! Sobald sich Trübsal über deine Seele ausgießen will, so schaue um dich her, und du wirst hunderte finden, die mehr Ursache zum Trübsin hätten.

Aber laß uns jezt auf die Regeln zurükblikken, die wir für die Kunst, glüklich zu seyn, ausfindig gemacht haben.

Die erste hieß: Suche und erwarte kein vollkommnes Glük auf der Erde, sondern sey genügsam! Die zweite: Erinnre dich täglich an das Gute deiner Lage, und suche das Böse davon zu vergessen! Die dritte endlich war: Vergleiche dich nie mit denen, die an

Glük über dir, sondern immer mit denen, die darin unter dir sind!

Euphrosin! hättest du diese Regeln dein Leben hindurch befolgt, so wärst du nie unglüklich gewesen, hättest dich nie dafür gehalten. Du hattest mehr, als tausend andern zu Theil wird. Als Knabe konntest du durch Gesundheit, leichtes Blut, Befreiung von allen Sorgen und frohe Benuzung deiner Spielstunden glüklich seyn. Als Jüngling konnte Unabhängigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, ein fester Blik auf ein ganzes Leben ohne Mangel, und Freundschaft dir hohe Freuden geben. Als Mann warst du nicht bestimmt, die Welt zu verbessern, sondern in deinem Wirkungskreise so viel Gutes zu thun, als in deinen Kräften stand. Und wenn dir auch Ränke hie und da die Hände lähmten: so blieben dir doch immer noch die Freuden des Wohlthuns übrig; die süßesten unter allen. Wie viel vermag man mit Schäzen, wie die deinigen, zum Heil der Welt! Und auch jezt noch vereint sich fast alles, dich glüklich zu machen. Du bist gesund, reich,

besi-

besitzest ein junges, schönes Weib, ein angenehmes Landguth, und hast es in deiner Gewalt, deine dürftigen Unterthanen glüklich zu machen. Was kannst du dagegen für Ungemach anführen? Sollte es wohl den zehnten Theil soviel betragen? Ich kenne deine ganze Lage. Deine Lyda widerspricht gern; aber sie hat Verstand und Gefühl, und durch eine kleine Nachgiebigkeit wirst du über diese Klippe siegen. Es ist wahr, sie mag gern auch andern Männern gefallen; aber sie liebt dich in hohem Grade! Vertilge jeden Funken von Eifersucht in deinem Herzen, und auch diese Eigenschaft an ihr wird dich nicht mehr beunruhigen! Ueber andre Uebel hattest du ja wohl nicht zu klagen und doch rangst du halb verzweifelnd die Hände! O Euphrosin, sündige nicht durch Unzufriedenheit, damit du nicht mit Ursachen dazu gestraft werdest! Befolge die Regeln die wir zusammen als wahr erkannten, und du wirst einer der glüklichsten Sterblichen hienieden seyn. Wenn der Vollmond die Erde beleuchtet: so kannst du mich wieder in diesem Hayne finden. Aber schwöre

mir feierlich, daß kein Sterblicher aus deinem Munde vernehmen soll wen du hier sahst.

Der Greis drang ernstlich auf diesen Schwur, und Euphrosin schwor. Was hätt' ihn hindern sollen, das Verlangen des Weisen zu erfüllen? Noch einmal winkte der Greis ihm freundlich zu, noch einmal ermahnte er ihn, des heutigen Gesprächs eingedenk zu seyn, und verlohr sich dann in das Gebüsch.

Euphrosin aber wanderte seinem Dorfe zu, tief in Gedanken versenkt über alles, was er von dem Greise gehört hatte. Als er nach und nach von seiner Verwundrung zurükkam, fiel ihm ein, daß er den Greis nicht gefragt hatte, wer er sey, und was die silberne Wage in seiner Hand bedeute? Das nächstemal, daß er den Greis wiederfände, sollt' ihm das entscheiden; so dacht' er bei sich, und war vor seinem Schloß, aus welchem ihm Lyda freundlich zürnend entgegen kam, daß er so lange blieb.

II.

Kaum hatte der Mond sich von der Sichelgestalt zum Kreise gerûndet, als Euphrosin wieder zu dem Walde eilte. Er hatte heiß verlangt, noch einmal mit dem Greise zu reden, denn es lag noch etwas Großes auf seinem Herzen; wie eine dunkle Gewitterwolke vom Himmel herunterhångt, die jeden Augenblik ihres zerstörenden Blitzes sich zu entlasten droht, und das Herz der Siedler an der Erde beångstigt, so schwebte etwas über den Lebenstagen Euphrosins, und drohte sie zu trüben. Mit sehnsuchtsvollem Blik schaute er durch das Dunkel der bemoosten Båu-

me,

me, ob er den ehrwürdigen Alten nicht erblikte, und schaute vergebens. Er, den er das erstemal ungesucht fand, war jezt durch kein Spähen, durch kein sehnsuchtsvolles Umherwandern zu erforschen. Endlich, als er schon die Hoffnung, seinen alten Freund wiederzufinden, aufgegeben, als er schon den Rükweg angetreten hatte, sah er ihn plözlich aus einem Seitengebüsch, die silberne Wage in seiner Rechten, hervorkommen.

Der Greis hatte diesmal eine Würde in seinem Antliz, eine Erhabenheit in seinem ganzen Wesen, daß Euphrosin aller Fragen vergaß und sich ehrfurchtsvoll im Anschaun verlor. Der Greis sah den Staunenden freundlich an, und sprach:

Ich würde mich freuen, dich wieder zu sehen, wenn ich nicht diesen traurigen Zug in deinem Angesicht entdekte, der mir sagt, daß du noch nicht glüklich bist. Und dennoch verdank' ich diesem Umstande vielleicht deine Herkunft allein; denn der Glükliche pflegt nicht die Einsamkeit und die Greise darin aufzusuchen.

Du verkennst mich, edler Greis; wenn ich auch vollkommen glüklich wäre, so würde mich wenigstens die Dankbarkeit hieher führen. Jezt kann ich dir freilich keinen überzeugenden Beweis davon geben, denn noch ist diese Empfindung mit tiefer Trauer vermischt. Ja, ehrwürdiger Mann, noch bin ich unglüklich, ob ich gleich alle Regeln befolgte, die du mir gabst, ob ich gleich lebhaft fühlte, daß ich vielfache Gründe hätte, glüklich zu seyn. Der Mensch ist ein verwahrlostes, elendes Geschöpf; er will Leiden haben, und wenn sie ihm nicht nahe liegen, so holt er sie aus der Ferne. Dies ist mein Fall. Ich habe über die kleinen Uebel mich hinweggesezt, und sehe hundertfache Genüsse um mich her; aber weißt du, was sie mir alle verbittert? Der Tod, der ungewisse Augenblik des Todes! dieser nagt gleich einer Schlange an meinem Herzen. Fühl' ich mich einmal recht froh, plözlich erwacht der Gedanke in mir: wie lange wird dein Frohsinn dauern? dann kömmt der Tod und raubt dir alles! Schmek' ich die Freuden der Liebe im

Arm

Arm meiner Lyda, so steigt, gleich einem Nachtgespenst, die Vorstellung in meiner Seele auf: bald wirst du in der kalten schreklichen Erde liegen und vermodern! Genieß' ich die Vergnügungen der Tafel, so fällt mir schnell der Gedanke aufs Herz: wer weiß, ob dies morgen noch so ist, ob nicht dann schon dein Mund den lezten Athemzug thut? So kriecht der Gedanke des Todes, gleich einer Natter, zu allen meinen Genüssen und vergiftet sie. Rette mich von ihm! Dadurch allein kannst du dein Werk, mich glüklich zu machen, vollbringen.

Du wärst also übrigens glüklich, sagte der Greis, und bloß die Furcht vor dem Tode hinderte dich daran?

Ja, ich wäre es, stände nur der schrekliche Augenblik des Todes mir nicht bevor, wüßte ich nur, daß dies alles ewig so bliebe.

Der Greis lächelte. Ob dich dann der Gedanke, daß dies alles ewig so bliebe, nicht weit mehr peinigen würde, als jezt der Gedanke des Todes? Kann sich der Geist ohne

Schau-

Schauder eine ewige Dauer dieses unvollkommenen Lebens denken?

Euphrosin wurde nachdenkend. Er fühlte die Stärke dieses Gegensatzes, der auf seine Furcht ein so nachtheiliges Licht warf und gestand sich, daß er sie fühlte. Er war keiner von denen, die nur Recht zu haben suchen; er suchte die Wahrheit.

Es liegt ein kleiner Trost darin, hub er endlich an, daß man sich das Gegentheil des Todes noch weniger denken darf, und es könnte aussöhnen mit dem Gedanken daran, aber wahrlich nicht beruhigen. Es bleibt immer schreklich, von zwey Uebeln eins zu wählen, wär' es auch nur das kleinste. Nein, ehrwürdiger Greis, dein Einwurf beruhigt mich nicht, und auch mit dem kleinen Trost, der darin liegt, bleibt mir der Tod noch fürchterlich.

Laß sehen, sprach der Greis, ob er — selbst ohne diesen Trost — fürchterlich sey? Was meinst du, Euphrosin, möchtest du wohl deine verflossene Lebenszeit zurükhaben, möch-

teſt

test du dein voriges Leben wohl noch einmal leben?

Gerade so, wie ich es schon einmal lebte?

Gerade so!

Nein wahrlich, das möcht' ich nicht! Du weißt ja selbst, daß ich nicht mit meinem vorigen Leben zufrieden war.

Hast du auch wohl andern schon die Frage, die ich eben an dich that, vorgelegt?

O ja, oft schon.

Und was antworteten sie?

Gerade das, was ich antwortete. Keiner wollte sein voriges Leben wiederhaben.

Wenn man also einen Jüngling von achtzehn, einen Mann von vierzig und einen Greis von achtzig Jahren so fragte, würden sie wohl alle dasselbe antworten?

Gewiß! Sie würden freilich alle ihr voriges Leben wiederhaben wollen, unter der Bedingung, es verbessern zu können; aber ohne diese würden sie es gewiß verschmähen.

Sollte man also wohl schließen dürfen, daß das ganze Menschengeschlecht so dächte?

Ich

Ich glaube; wenigstens gehören die blos zu den Ausnahmen, die anders denken.

So weit sind wir also übereingekommen, daß die Menschen überhaupt ihre vorige Lebenszeit nicht noch einmal leben möchten. Nun sage mir, was mögen wohl so im Ganzen die besten Lebensjahre seyn, wenn jemand achtzig Jahr lebt; von der Kindheit an, bis zu vierzig, oder von vierzig bis zu achtzig?

Man sollte glauben, von der Kindheit an bis zu vierzig, weil dann der Mensch in seiner vollen Kraft und zur Freude am meisten aufgelegt ist.

Richtig! Wenn also ein Greis von achtzig Jahren gezwungen würde, die eine Hälfte seiner Lebenszeit noch einmal zu leben, welche würde er wählen müssen?

Die erste Hälfte.

Nun laß uns einen vierzigjährigen Mann nehmen, der diese erste Hälfte nicht zurük will; darf er auf die zweite begierig seyn?

Ich ahndete schon vorher, wohin deine Fragen führen würden. Ja, ehrwürdiger Greis,

sie führen zu einer Wahrheit, aber zu einer sehr traurigen, die das Herz angreift.

Laß das jezt, Euphrosin, und beantworte mir nur noch einige Fragen geradezu. Ein vierzigjähriger Mann also, der gleichsam die beiden Hälften seines Lebens vor sich hat, kann er es vor seiner Vernunft verantworten, wenn er die eine davon verwirft und die andere wie eine Gottheit anbetet?

Vor seiner Vernunft kann er es nicht, nein! aber ...

Gönne mir nur noch einige Augenblikke! Ist es nicht die höchste Thorheit, sich ängstlich vor dem Verlust eines Gutes zu fürchten, das die ganze Welt, die älter als wir ist, verschmäht? Dürfen wir hoffen, daß unsere künftige Lebenszeit besser seyn werde, als die verflossene, die wir oft um alles in der Welt nicht zurüknehmen würden?

Schreklicher, schreklicher Gedanke *)! Er kann die Furcht vor dem Tode vertreiben, wenn

*) Nicht so ganz schreklich, guter Euphrosin! Es könnte ja seyn, daß wir unser voriges Leben deshalb

wenn man ihn in seiner ganzen Kraft der Seele eingräbt; aber weißt du auch, daß er das Leben in seinem innersten Keim angreift, daß er ihm seinen Werth raubt? Weißt du, daß er das Herz zur tiefsten Traurigkeit stimmt? Du schneidest die Wunde bis tief in das gesunde Fleisch heraus.

Eine herbe Krankheit, guter Euphrosin, kann nur durch eine herbe Arzney geheilt werden. Wir müssen uns erst lebhaft überzeugen, daß ängstliche Todesfurcht Wahnsinn sey, daß sie schlechterdings nicht vor dem Richterstuhl der Vernunft bestehen könne! Dies müssen wir uns erst täglich einzuprägen suchen, sonst verbittert sie uns die Genüsse, die wir hienieden haben können, wie du selbst schon erfahren hast. Aber wenn jener Trost bey der Todesfurcht dir zu traurig ist, so wisse, daß es einen süßen, einen herzerhebenden giebt; und diesen möcht' ich dir heute

halb nicht zurüknehmen wollten, weil das Böse in demselben uns lebhafter im Andenken geblieben ist, als das Gute.

gerne noch mit auf den Weg geben. Was meinst du, was sind wohl die größten Genüsse hier auf der Erde, die geistigen, oder die körperlichen?

Ich glaube, die geistigen; besonders wenn die Seele recht heiter ist, und über irgend etwas Angenehmes Freude empfindet.

Wenn du also bey einem Gastmale voll körperlicher Genüsse säßest, und du hörtest, es sollte nach demselben ein schönes Schauspiel, oder eine schöne Musik gegeben werden, würdest du nicht gern von dem Gastmal aufstehen, um zu dem höhern geistigen Vergnügen zu eilen?

Ja, allerdings!

Nun, Euphrosin, und du fürchtest dich, von dem Gastmal des Lebens aufzustehen, um zu den unendlichen Freuden der Ewigkeit zu eilen? Du hängst mit unauslöschlichem Durste an einer sauren Traube, wenn schon von weitem dir ein unversiegbarer Quell von Nektar winkt? Du entsetzest dich vor dem Gedanken, die Genüsse der Erde zu verlassen, da dort unendlich größere auf uns warten;

ten; da dort unsere Seele eine unaussprechliche Heiterkeit empfindet, wovon ein kleiner Theil schon hier unser größter Genuß ist; da dort uns der ganze Schauplatz der Welten eröfnet wird, von denen ein Sandkorn, unsere unbemerkbare Erde, uns schon so viel Freuden geben kann?

Der Greis begann bey diesen Worten in ein mächtiges Feuer zu gerathen. Sein Auge glänzte vor Freude, Jünglingsröthe stieg in sein Antlitz hinauf, und seine Worte sprachen mit unwidersprechlicher Kraft ans Herz. Euphrosin wurde von diesem Feuer erwärmt.

Der lezte Trost, hub er an, ist herzerfreuender; er kann die Furcht vor dem Tode bis auf den lezten Funken vertreiben, wenn er sich der Seele in seinem ganzen Umfange mittheilt. Habe Dank dafür, edler Mann!

Unterdeß war das auflodernde Feuer des Greises etwas wieder erloschen und er sprach mit milderer Wärme:

Laß uns also noch einmal wieder überschauen, was wir für Trost bey der Todes-

furcht fanden. Der erste war: daß der Tod wohlthätig ist, weil der Gedanke an ein ewiges Einerley hier auf der Erde uns weit mehr quälen würde, als der Gedanke an ihn. Der zweite hieß: das Leben ist ein Gut, welches das ganze Menschengeschlecht verschmäht; der Verlust eines solchen Guts darf also den Vernünftigen nicht unglüklich machen. Der dritte Trost war: daß auf die Genüsse des Lebens unendlich größere Genüsse folgen, die den Tod bloß zum Uebergang von unvollkommenen zu vollkommenen Freuden machen. Füge endlich noch den vierten hinzu: daß alles Lebendige, was du rings um dich erblikst, gleiches Schiksal mit dir hat, und du wirst unmöglich begehren, die einzige Ausnahme zu machen, und hier auf der Erde ewig zu bleiben. — Lebe wohl, Euphrosin! Wenn du alles, was wir heute sprachen, tief und lebendig in deiner Seele einprägst, so wird die Furcht vor dem Tode nicht mehr deine Genüsse hienieden verbittern. Sobald der Mond sich geründet hat, kannst du mich von neuem hier finden.

Der Greis verlohr sich eilend in das Dikkigt des Waldes, und Euphrosin ging noch einmal getröstet hinweg; aber auch noch einmal fiel ihm ein, daß er über den Ernst ihres Gesprächs vergessen hatte, zu fragen; wer der Alte sey? und warum er eine silberne Wage habe?

III.

Wer sollte glauben, daß es im menschlichen Leben der unsichtbaren Klippen so viel gebe, woran das Glük der Sterblichen scheitern kann? Wer sollte glauben, daß auch in Euphrosins Lage noch eine solche Klippe seyn könnte? Dennoch kam er zum dritenmal, als der Vollmond erschien, den Wald und den Greis zu suchen; dennoch schlug er zum drittenmal auf diesem Wege die Augen bethränt nieder und schaute voll Sehnsucht in das Dunkel des Waldes hinein, ob sein Tröster nicht erscheinen würde.

Und es war gleichsam, als ahndete diesmal der weise Alte die Nähe seines Zöglings, denn er kam nach einer kleinen Weile einen dicht verwachsenen Gang daher. Nun, Euphrosin, hub er an, bist du in den Hafen des Glüks eingelaufen? Aber ohne daß du eine Antwort giebst, lese ich sie aus deinem

Ge-

Gesicht. Du bist es noch nicht. Die gefaltete Stirn, dies nasse Auge sagt mir es. Entdekke mir Euphrosin, welcher neue Kummer drükt nich nieder? Vielleicht kann ich noch einmal dir Rath und Trost geben.

Euphrosin sah beschämt zur Erde und vermochte noch keine Worte zu finden.

Sey nicht verlegen, fuhr der Greis fort, daß du noch immer Leiden hast; ich weiß ja, daß du sie nicht gerne hast. Wer so viel in der Welt ertrug, als ich, dem ist der Leidende willkommener, als der Glükliche.

Also auch du, sagte Euphrosin, hast gelitten? Nun so wirst du auch die feinern Leiden der Menschen, die geheimen Seelenleiden kennen, die sie sich oft aus der tiefsten Zukunft herholen. Sagtest du nicht in unserm vorigen Gespräche, daß man gern von einem Gastmale aufstünde, wenn man nach demselben ein schönes Schauspiel, oder irgend ein anderes geistiges Vergnügen zu erwarten hätte?

Ja, Euphrosin; und das ist auch noch meine Meinung.

Aber, edler Greis, wenn es nun ungewiß wäre, daß hinter dem Gastmal ein Schauspiel, oder ein andres Vergnügen folgte; wenn man von jenem aufstehen müßte, ohne zu wissen, ob man je zu einem andern sich niedersezte; wenn man gegenwärtige Genüsse verlassen müßte, ohne zukünftige vor sich zu sehen?

Ich verstehe dich, guter Euphrosin; du bist auf einen Punkt gekommen, der von den ältesten Zeiten an den Weisen der Erde unruhige Tage und schlaflose Nächte machte, dem sie oft alle Kräfte ihres Geistes widmeten, ohne ihn erschöpfen zu können: auf Zweifel an Unsterblichkeit der Seele.

Ja, ehrwürdiger Greis, dies ist es, was jezt Schwermuth unter meine Freuden mischt. Der Gedanke von Vernichtung ist mir, nächst dem einer ewigen Verdammniß, am fürchterlichsten, und ich habe nicht Gründe genug in mir, der Furcht vor derselben zu widerstehen, und mich von einer künftigen Fortdauer zu überzeugen. Dies verbittert jezt das Glük

mei-

meines Lebens und noch einmal komme ich, Trost bei dir zu suchen.

Du zweifelst also an einem künftigen Leben, und wenn du davon vollkommne Gewißheit hättest, so würde dein jeziger Kummer schwinden?

Ja! wüßte ich so gewiß, daß auf dies Leben ein anderes folgt, als auf manches Gastmal ein angenehmeres Schauspiel, wäre ich von meinem künftigen Daseyn so überzeugt, wie ich es von meinem jetzigen bin, siehe, so würde ich mich glüklicher schätzen, als ich je war, so würde ich Muth haben, jedem Leiden der Erde Troz zu bieten; so würde ich selbst einem martervollen Tode freudig entgegen gehen.

Du wünschtest also, was man eine mathematische Gewißheit nennt, von dem künftigen Leben zu haben. Laß uns die Sache einmal erwägen. Hast du wohl schon gehört, daß jemand aus dem künftigen Leben zurükgekommen sei, um irgend einem jezt lebenden Menschen diese Gewißheit zu bringen?

Leider nein!

Sechs

Sechs tausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?

Euphrosin und du wolltest der einzige Auserwählte seyn, dem diese Gewißheit gebracht werden sollte? Du wolltest unter den mehr als tausend Millionen Menschen, die auf der Erde sind, allein herausgehoben werden, diese Nachricht zu empfahen? Hast du wohl überlegt, ob deine Foderung billig war, ob es selbst nur möglich ist, daß sie befriedigt werde? Du hast keine vollkommene Gewißheit, daß einst ein Cäsar, ein August lebte, du bist selbst nicht vollkommen gewiß, daß jezt ein Kaiser in China vorhanden ist, sondern mußt dies alles auf das Zeugniß eines andern glauben. Wie könntest du also in einer Sache vollkommene Gewißheit verlangen, die so weit aus unserm Gesichtskreise ist? Laß uns also zuerst die Regel merken: wir müssen, so wie kein Paradies oder vollkommenes Glük, so auch keine vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde suchen. Beides konnte und durfte nicht seyn; durch das erste

erhielte das Erdenleben einen zu großen Werth, und wir würden dann kein anderes verlangen; durch das zweite verlöre es zu viel von seinem Werth, wir würden nur immer zu dem künftigen hinüberblikken und das gegenwärtige darüber ganz vernachläßigen. Beides also wäre der Weisheit des Schöpfers zuwider, der seinen Geschöpfen auf jedem Schauplatz vollkommene Bestimmung giebt. Darum, guter Euphrosin, verlange nichts, was auf der ganzen Erde nicht ist, und nicht darauf seyn darf.

Aber guter Greis, wenn nun auch vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde nicht möglich ist, so darf man doch wohl billig so viel Gewißheit fodern, als zur Beruhigung nothwendig ist.

Ja Euphrosin, so viel darf man fodern und so viel ist auch da. Solltest du sie nicht haben?

Hätte ich sie, so sähest du mich nicht mit diesem trüben Blikke vor dir, so priese ich mich als einen der Glüklichsten auf der Erde.

Wohlan denn, laß uns versuchen, was wir vereint zu erfinden vermögen. Ich könnte dir freilich ohne weitern Beweis sagen: die christliche Religion ist göttlichen Ursprungs, sie lehrt Unsterblichkeit der Seele, und was sie lehrt, ist vermöge ihrer Göttlichkeit wahr; aber du ziehst vielleicht die philosophischen Beweise den religiösen vor?

Euphrosin schlug etwas betreten die Augen nieder. Ich habe, sagte er, nach einer kleinen Weile, den Hierokles und die Fragmente gelesen, und seit dieser Zeit kränkelt mein Glaube etwas.

Nun wohl, so können wir wenigstens einen philosophischen Beweis aufsuchen, der dir vielleicht noch nicht einfiel. Glaubst du einen allmächtigen und allweisen Gott?

Ja! den Glauben daran giebt mir der geordnete Kreislauf der Welten und jedes Hälmchen, der Bau des Menschen und jedes Wurms.

Glaubst du auch, daß von zwey entgegengesezten Sachen die eine wahr seyn müsse, wenn die Unmöglichkeit der andern erwiesen wird?

Ja,

Ja, denn dieser Grundsatz wird von allen Weisen angenommen.

Nun höre doch noch einige Augenblikke weiter. Man sagt der Kaiser in China habe die beste Polizei von allen Monarchen, durch regelmäßige Fortpflanzung seiner Beobachter, vom Mittelpunkt des Reichs, bis an die Gränzen wisse er alles, was in demselben vorgeht: ob es dort wohl schwer ist, zu entkommen, wenn man ein Staatsverbrechen begangen hat?

Das muß es allerdings seyn, weil man von so viel Augen beobachtet wird.

Der jetzige Kaiser aber soll troz aller dieser Anstalten, die Staatsverbrecher und alle andere Bösewichter, ja selbst die Mörder, ohne Ausnahme entkommen lassen. Es könnte einer eine ganze unschuldige Familie langsam zu Tode gemartert, er könnte Häuser angezündet und unmündige Kinder ins Feuer geworfen haben, der Kaiser würde ihn dennoch nicht festhalten lassen, wenn er aus seinem Reiche zu entfliehen suchte. Was urtheilst du von diesem Monarchen?

Daß er ein ungerechter, ein schändlicher Regent, daß er ein wahrer Tyrann sey, daß er verdient ....

Halt! Jenes Böse weiß ich nicht von dem chinesischen Kaiser; aber du Euphrosin, du Euphrosin behauptest es von Gott selbst, wenn du an Unsterblichkeit der Seele zweifelst. Hat Gott es jedem Bösewicht erlaubt, durch den Druk an einem scharfen Eisen aus seinem Reich zu entweichen, und sich auf ewig seiner Gewalt zu entziehen; so ist er, was du von jenem Monarchen sagtest. Hat er dem Menschen freigestellt, den schreklichsten Frevel in seiner Welt zu üben, zu morden, zu brennen, zu rauben, alle satanische Bosheiten zu begehen und dann durch einen Dolchstich seiner Macht zu entfliehen; so ist er ein unweiser, ungerechter und grausamer Regent. Nicht wahr, Euphrosin?

Ich gestehe es, du folgerst nichts aus meinen Worten, was nicht wirklich daraus folgt.

Ein unweiser und schwacher Regent kann aber Gott nicht seyn, und du erklärtest ihn

ja selbst oben für allmächtig und allweise, es muß also das Gegentheil statt finden und mit demselben Unmöglichkeit, sich durch den Tod der Herrschaft Gottes zu entziehen, Unmöglichkeit, die Seele mit dem Körper zugleich zu tödten, Unmöglichkeit, daß die Seele sterblich sey. Nicht wahr?

Du beweisest kräftig, was du beweisen willst, ehrwürdiger Greis, und ich verhehle dir nicht, daß der süße Glaube an Unsterblichkeit in mir zu erwachen beginnt.

Und dennoch ist dies nur ein einziger Grund dafür. Nimm alle die Gründe hinzu, die uns die Religion giebt; nimm dazu, daß selbst die menschlichen Körper nicht vernichtet, sondern nur in ihre Theile aufgelöst werden: dies aber kann die Seele nicht, weil sie keine Theile hat, sie muß also unverändert bleiben; nimm dazu, daß für jede Neigung, die der Seele eingepflanzt wurde, Befriedigung da ist, daß also auch ihre heftigsten Neigungen: Durst nach Fortdauer und nach vollkommenern Glük, Befriedigung finden werde; nimm endlich dazu, daß alle Völker der Erde, an Fortdauer

nach dem Tode, glauben, und du wirst gewiß so viel Beruhigung finden, als dir zum Glük auf der Erde nothwendig ist. Und wie himmlisch süß ist die Ueberzeugung von Unsterblichkeit!

Denke dir Euphrosin, daß du ewig, ewig leben, ewig eine Glükseligkeit empfinden sollst, zu der du dich hier gar nicht hinaufdenken kannst; muß dieser Gedanke nicht deine ganze Seele mit Entzükken überströmen?

Ein heiliges Feuer hob von neuem den Greis empor, sein Auge strahlte vor Wonne, und in seiner Hand erklang die silberne Wage.

Länger vermogte sich Euphrosin nicht zu halten. Jezt war der Augenblik da, da sein Verlangen nach mehrerem Lichte ihn übermannte.

Ehrwürdiger Weiser, rief er, sage mir, wer bist du? Was bedeutet diese Wage in deiner Hand, und woher kennst du mich?

Der Greis lächelte. Der Fragen viel auf einmal, sagte er. Ich könnte sie dir alle gleich jezt beantworten, denn lange genug hast du verweilt, ehe du sie aufwarfest; aber ich

will

will deiner Wahl es überlassen: willst du zuvor meine Geschichte hören und am Ende derselben die lezte Ueberzeugung von Unsterblichkeit der Seele erhalten, oder soll ich dir jene Fragen gleich beantworten?

Ich würde der neugierigen Thoren einer seyn, sagte Euphrosin, wenn ich das lezte wählte. Deine Geschichte, edler Greis, will ich wissen. Sie reizt mich eben so viel, und mehr, als die Beantwortung jener Fragen.

Gut, entgegnete der Greis, komm den nächsten Vollmond wieder in diesen Wald, und du wirst Befriedigung finden. So sprach er, und ehe Euphrosin noch antworten konnte, war der Greis mit der silbernen Wage hinter einem belaubten Gebüsch verschwunden.

IV.

Es ist leicht zu errathen, daß Euphrosin den nächsten Vollmond nicht versäumte. Sonst trieb ihn nur Bedürfniß des Herzens und Verlangen nach Trost zu dem einsamen Walde; jezt gesellte sich auch die Neugierde dazu. Er sehnte sich innig, den weisen Alten endlich näher kennen zu lernen, und war schon eine Stunde vor dem bestimmten Augenblik in dem heiligen Dunkel der bemoosten Bäume. Gedankenvoll wandelte er unter dem Schimmer des Mondes, indem er alle die tröstenden Wahrheiten überdachte, die er hier so unerwartet vernahm, und oft mit einem innern Schauer umherblikte, ob der wunderbare Greis nicht erschiene? Und kaum war die Stunde verflossen, als er ihn plözlich mit seiner glänzenden Wage unter einer alternden Eiche stehen sah. Voll Ehrfurcht nahte

nahte er sich ihm, und die Freude des Wiedersehens gab ihm den Muth, die Arme voll Verlangen nach ihm auszustrekken.

Der Greis wich zurük. Laß diese Umarmung, hub er sanft an, bis wir uns näher einander kennen; dann wird sie des Süßen mehr haben. Aber herzlich willkommen sei mir mit diesem heitern Auge, mit dieser entwölkten Stirn. Sie sagt mir, daß du kein ungelehriger Schüler bei der Anweisung, glüklich zu seyn, warst. Aber dem Glüklichen ist das oft gleichgültig, was dem Unglüklichen sehr theuer war. Vor einem Monath schien der schwermüthige Euphrosin einiges Verlangen zu haben, meine Geschichte zu wissen, und ich versprach ihm die Mittheilung derselben. Vielleicht erlaubt mir jezt Euphrosin der Aufgeheiterte, mein Versprechen zurükzunehmen?

O edler Greis, rief Euphrosin, und wenn ich der glüklichste Sterbliche auf der Erde wäre, so würde ich dennoch voll heißer Sehnsucht nach der Kenntniß deiner Schiksale verlangen.

Du scheinst etwas Wunderbares in meinen Schiksalen zu erwarten, sagte der Greis, weil du ein solches Verlangen danach hast. Aber wenn ich dir sage, daß sie gewöhnlich sind, daß sie den Trieb nach etwas Außerordentlichem nicht befriedigen, daß sie nichts als einen Menschen darstellen, dem das Geschik Anlaß gab, unglüklich zu seyn, ohne daß er es war; wenn du hörst, daß mein Leben ganz ohne seltsame Begebenheiten verfloß, wirst du auch dann noch begierig danach seyn?

Auch dann noch! rief Euphrosin; alles was dich angeht, ehrwürdiger Greis, ist mir theuer, und wenn es das geringfügigste wäre.

Wohlan denn, sagte der Greis, so will ich dir ganz offen erzählen, was für ein Loos mir auf der Erde gefallen ist. Aber wenn du ermüdest, wenn du nur etwas Alltägliches vernimmst, so erinnre dich, daß ich dies vorhersagte.

Mein Vaterland ist fern, sehr fern von hier, aber dennoch ein gebildeter Staat, und dir Euphrosin so bekannt, als wärst du selber dort gebohren. Ich ward, was die Welt

viel-

vielleicht mein erstes Unglük nennen könnte, von einem armen Vater gezeugt. Aber das Schiksal ersezte dies Ungünstige zwiefach. Ich ward an einem Ort gebohren, welcher der Mittelpunkt der höchsten Kultur genannt werden konnte; und zu diesen äußern Umständen gesellte die gütige Natur eine innere Anlage, mich selbst zu erziehen. Sie gab mir von der zartesten Jugend an einen unbezwinglichen Trieb, alles, was ich vornahm, bis auf die lezte Klarheit zu erforschen, und nie mit Worten mich zu begnügen, mit welchen ich nicht einen ganz hellen Sinn verbinden konnte.

Die Natur hatte mir eine schwere Aufgabe vorgelegt; aber unterdeß ich unaufhörlich strebte, sie aufzulösen, bildete sie meinen Geist. Mein Vater erzog mich zu einem Künstler in sichtbaren Dingen, sie erzog mich zu einem Künstler in unsichtbaren. Leicht wurden dem Knaben die Uebungen in dieser geistigen Kunst nicht, und nur auf einem mühsamen Wege ließen sie sich finden. Ich eilte zu jedem, der in irgend einer Kunst oder Wissenschaft glänzte, um von ihm zu lernen,

und forschte so lange, bis ich etwas begrif. Aber als Knabe schon fühlte ich, daß dies Forschen nicht leicht sei, und daß es oft mehr Geisteskraft erfodere, nach dem Wesentlichen der Sachen zu fragen, als zu antworten. Mein ganzes Bestreben wandte sich also dahin, fragen zu lernen, um in mir und andern das Wichtigste und Nothwendigste jeder Kenntniß zu entwikkeln. Im Stillen sann ich unaufhörlich über die zwekmäßigsten Fragen, wodurch jede Wissenschaft ergründet werden könnte, und nahte mich nie ohne diese Vorbereitung einem Weisen, bei dem ich nach Kenntnissen forschen wollte.

So ward ich ein Jüngling, und nun wandte ich mich von den Lebenden zu den Todten, und las die Schriften der Weisesten, die vor mir gelebt hatten. Denn ich trachtete nur nach Kenntnissen, und suchte sie von meinen Zeitgenossen und meinen Vorfahren zu sammeln.

Nicht wahr, Euphrosin, ich halte noch weniger, als ich versprach? Ich wollte dir die Geschichte meines Lebens erzählen, und

es wird die Geschichte meiner Kenntnisse. Aber winke mir nur, wenn du ermüdet bist, und ich breche gern ab.

O erzähle weiter, ehrwürdiger Mann, sagte Euphrosin; auch die Schiksale deines Geistes sind mir theuer.

Wohlan denn, fuhr der Greis fort, dein Wille rechtfertigt mich, wenn ich dir Ueberdruß verursache. Mein Vater starb, und hinterließ mir ein kleines Vermögen, von welchem ich zwar nicht immer, aber doch einige Zeit leben konnte. Ich ward Bürge mit diesem Vermögen für einen Freund, der sich in Noth befand, und verlohr es. Jezt hatte ich die erste volle Gelegenheit, unglüklich zu seyn, denn ich war ohne Hülfe, ohne Schutz, und mitten in die Welt hingestoßen. Aber ich war es dennoch nicht, Euphrosin. Ich beschränkte von jezt an meine Bedürfnisse auf eine so geringe Anzahl, daß ich sie mit wenigem Aufwande befriedigen konnte, und mein Verlust, der mir nicht den Anlaß, unglüklich zu seyn, geben konnte, gab mir wenigstens den Anlaß, mit noch mehr Ernst

auf das Erlernen dessen zu denken, was andern und mir nüzlich seyn konnte. Ich wußte schon manches, aber eben dies Wissen, eben diese gesammelte Kenntnis lehrte mich einsehen, wie wenig davon unmittelbaren, selbst nur nahen Einfluß auf das Wohl der Menschen habe. Und daß dies es eigentlich sei, was der Denkende zu lernen vorzüglich suchen müsse, das sagte mir mein Verstand.

Wo sollte ich es lernen? Voll Sehnsucht schaute ich nach diesem erhabenen Unterricht um mich her. Da erblikte ich Männer, deren ganzes Geschäft es war, Weisheit zu lehren, die das Alter und die Jugend unterrichteten, und von denen man glaubte, daß sie die Geheimnisse der Natur zu erforschen vermöchten. Hier ist Befriedigung für deinen Geist, dachte ich, hier ist die Nahrung der Seele, die du ersehnst! Voll Begierde eilte ich zu ihnen, voll Begierde sog ich den Unterricht ein, den sie ertheilten.

Ihre Worte klangen erhaben, und versprachen viel; und wenn mir auch gleich manches dunkel schien, so tröstete mich doch

die

die Hoffnung, daß ich allmählich in die Tiefen der Weisheit eindringen würde.

Aber o Euphrosin, wie ward ich getäuscht! Eine geraume Zeit hatte ich mich voll Eifer und Fleiß ihren Lehren, für die weder mein Geist noch mein Herz Empfänglichkeit besaß, gewidmet, hatte mit Anstrengung diese Empfänglichkeit hervorzubringen gesucht, als ich endlich wahrzunehmen begann, alle diese Lehren ständen fast in gar keiner Verbindung mit dem Wohl der Menschen. Ja Euphrosin, unfruchtbare Grübelei, leere Spizfindigkeiten, dunkle Redeformen, die einen erhabnen Sinn zu haben schienen, und nur einen gewöhnlichen hatten, todte Untersuchungen, wodurch weder der äußere noch der innere Zustand der Menschen verbessert wird, dies war alles, was ich in der so prachtvoll angekündigten Weisheit entdekte.

Hier unterbrach Euphrosin den Greis. Ehrwürdiger Mann, sprach er, wenn deine Jahre mir nicht sagten, daß du von einem lange verflossenen Zeitraum redetest, so glaubte ich, du wolltest unsere jetzigen Zeiten schildern,

dern, so viel ähnliches haben sie mit den deinigen.

Wie, sagte der Greis, sollten die Menschen noch nicht dahin gekommen seyn, nur darauf die Kraft ihres Geistes zu verwenden, was unmittelbar zu ihrem Heil wirken kann? Sollten sie noch immer auf entfernten, unfruchtbaren Gefilden sich verliehren?

Mehr vielleicht als je, rief Euphrosin. Du scheinst von Menschen entfernt zu leben, daß der Ruf davon nicht zu dir gedrungen ist. Wisse also, daß seit dem lezten Jahrzehend sich eine Weisheit verbreitet, die uns von der schönen sinnlichen Natur immer weiter entfernt, die sich für tausende in ein fast undurchdringliches Dunkel hüllt, und nur wenigen, sehr wenigen tiefen Grüblern erforschlich ist.

Also noch immer, sagte der Greis mit einer kleinen Wolke von Unwillen auf der Stirn, also noch immer bedekt sich die schönste Tochter des Himmels, die Weisheit, mit einem täuschenden Nebel? Noch immer lagert sich Finsterniß um diese treue Freun-

din der Menschen, die in der hellsten Klarheit einhergehen sollte, um recht kräftig zu wirken? O armes, bedauernswerthes Menschengeschlecht, wird es nie licht um dich her werden?

Nein, guter Greis, entgegnete Euphrosin, jezt sind keine Aussichten dazu. Das Gegentheil müssen wir fürchten; und o wäre es nur blos noch zu fürchten! Es ist leider schon da. Vieles, was hell und klar war, ist dunkel, was leicht war, ist schwer geworden. Die einfachsten Dinge, welche die bloße Vernunft ohne Mühe begreift, treibt diese Lehre zu einer so übersinnlichen Höhe hinauf, daß sie fast unerklärbar werden. O wüßtest du, wie der leicht begreifliche Satz: wenn wir über irgend etwas in der Schöpfung urtheilen, so muß es entweder ein Ding, oder es müssen mehrere, oder alle Dinge seyn, wüßtest du, in welches Dunkel man diesen sonst so hellen Satz gehüllt hat, welche Anstrengung des Geistes er erfordert, wenn er in dem Nebel dieser Weisheit vorgetragen wird; wüßtest du, wie man jahrelang grübeln

muß,

muß, um auf eine neue Art etwas zu erforschen, das man vorher schon wußte, wie eine halbe Lebenszeit erfodert wird, um etwas zu lernen, das kaum in der entferntesten Verbindung mit dem Glük der Menschheit steht, wüßtest du, wie diese Weisheit so vielseitig auszulegen ist, daß Unzählige sie anders —

Halt Euphrosin, rief der Greis; das blosse Hören dieser neuen Verfinsterung ist Quaal für mich, der ich mein ganzes Leben hinbrachte, die hellsten Ausdrükke für die hellsten Begriffe zu suchen. Aber findet denn diese Weisheit, die in einen so nebelvollen Schleier sich hüllet, Anhänger?

Sie findet deren, die mit aller angestrengten Geisteskraft sie zu vertheidigen und zu heben suchen, obwohl nur hie und da einer ist, von dem ihre Anhänger es zugeben, daß er sie verstehe. Für das ganze übrige Menschengeschlecht ist sie verborgen. Aber ihre Dunkelheit eben macht, daß sie so in Ruf ist. Sie erlaubt viel Hohes und Erhabenes in sich zu finden, was sie nicht enthält. Auch kann sie nicht angegriffen werden, denn sie

entwischt durch ibre Vielseitigkeit auch der genauesten Prüfung.

Welchen Nutzen hat sie denn gestiftet, seitdem sie den Geist der Menschen so beschäftigt?

Es ist vielleicht meine Unwissenheit Schuld, sagte Euphrosin; ich weiß keinen. Fragtest du mich, welcher Nachtheil sie hervorgebracht hat, so würde ich dir vielleicht ohne Ungerechtigkeit manchen nennen können. Sie hat die Wissenschaften, auf welche sie ihren Einfluß äußerte, schwer gemacht, sie hat hie und da die schöne lichtvolle Deutlichkeit aus unserer Sprache verdrängt, und sie übersinnlicher gebildet, sie hat manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht, sie hat endlich unsern Geist auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt, das in keiner Verbindung mit unserm Glük ist. Ja, weiser Alter, es ist ein Socrates nöthig, der die Weltweisheit aus den steilen Höhen der übergeistigen Begriffe, in die schönen Thäler der bestimmten Deutlichkeit herabziehe, der den Nebel um sie her zerstreue, und sie in

ihrer holden Gestalt für aller Augen erkennbar mache.

Der Greis begann während dieser Worte gedankenvoll auf und nieder zu gehen, und sann lange nach. Endlich sprach er:

Du sagtest mir vorher, daß ich deine Zeiten geschildert habe; ich gebe dir jezt dies zurük: du hast die meinen geschildert. Eben so unfruchtbar, so spitzfindig und dunkel die jetzige Weisheit seyn mag, eben so war sie es auch zu meiner Zeit. Ja die Lehrer derselben brüsteten sich mit unerträglichem Stolz, und flößten außerdem, worüber du doch nicht geklagt hast, der Jugend gefährliche Grundsätze ein, und verführten das Volk.

Höre nun meine Geschichte weiter. Ich öfnete endlich den Blik über diese falsche Weisheit, ich fühlte endlich voll Ueberzeugung, daß sie nicht zum Glük der Menschen, welches doch ihr einziges Ziel seyn sollte, abzwekte, und von diesem Augenblik an entschloß ich mich ernst und fest, ihr nach meinen Kräften entgegen zu arbeiten. Ich überdachte den Entwurf dazu, und fand, daß ich,

um wahre Weisheit zu üben, das Gegentheil von dem thun müsse, was die Weisen meiner Zeit thaten. Dies schien mir der einzige Weg zu seyn, die ausgeartete Weisheit näher mit dem Wohl der Menschheit zu verbinden.

Ich that es. Die Lehrer jener Weisheit traten prachtvoll einher, und ließen einen blendenden Glanz um sich schimmern, ich hüllte mich in die einfachsten Gewänder, und suchte nur den ersten nothwendigen Gebrauch derselben; sie trugen ihre Lehren an öffentlichen Orten mit großem Pomp vor, ich ging überall selbst unter meinen niedrigsten Mitbürgern umher, und suchte blos durch Unterredung sie und mich zu belehren; jene hüllten ihre Lehrsätze in einen Nebel von hochtönenden Worten und dunkeln Redeformen ein, ich suchte mit der möglichsten Deutlichkeit in Worten und Begriffen meine Meinung darzustellen; jene führten ihre Lehrlinge zu unnüzen Grübeleien, und zu Erforschung eitler Dinge hin, ich suchte nur das zu ergründen, was unmittelbar der Menschheit zum Besten gereicht; jene hielten ihren Unterricht sehr theuer, ich gab ihn jedem um-

 sonst,

sonst, der ihn begehrte, und nahm von einigen Zöglingen nur so viel, daß ich die ersten Bedürfnisse des Lebens befriedigen konnte.

So handelte ich allem den Lehrern der falschen Weisheit entgegen, und obwohl die Zahl ihrer Anhänger groß war, so sammelten sich doch auch zu mir der Wißbegierigen manche, die Gefallen an der neuen, menschlicheren Lehre hatten.

Aber Euphrosin, ohne daß ich dirs erzähle, kannst du schon rathen, welche scheele Blikke jene falschen Lehrer der Weisheit auf mich warfen. Ja, von jezt an begannen von allen Seiten Verfolgungen über mich hereinzubrechen, und ich erhielt wiederum vollwichtige Gelegenheit unglüklich zu seyn.

Eine neue Aehnlichkeit, unterbrach ihn Euphrosin, mit unserer jetzigen Weisheit! Auch von ihr darf ich vielleicht mit Recht sagen, daß sie die anders Denkenden, die ihre Meinung laut sagen, hie und da etwas verfolgt, sie wenigstens hart angreift, und der Unwissenheit beschuldigt. Darum, guter Greis, solltest du künftig einen Anhänger dieser Lehre irgendwo

fin-

finden, sage ihm nicht, daß ich so ernst gegen dieselbe sprach! Ich würde vielleicht die Folgen davon selbst auf meinem einsamen Landsiz dort erfahren.

Der Greis lächelte. Fürchte nichts, Euphrosin, sagte er; die Weisheit derer, mit welchen ich umgehe, ist so weit von jener, welche du erwähnst, entfernt, daß nie etwas davon zu uns erschallt. Ueberdies weißt du ja, daß ich selber ein Feind von jeder Weisheit bin, die sich in Dunkel hüllt; ich werde daher nicht zum Nachtheil eines meiner Genossen reden.

Höre jezt weiter, was sich alles zu meinem Unglük vereinte. Meine Verfolger begnügten sich nicht, gegen mich zu reden, und mich überall zu verläumden; es stand bald einer auf, der gegen mich schrieb, und mich im Angesicht des ganzen Volks auf das bitterste verhöhnte und anklagte. Meine Ruhe, meine Sicherheit gerieth in die größte Gefahr. Aber dies war noch lange nicht alles das Unglük, das sich mir nahte. Auch in der häuslichen Stille sollte es mir drohen. Ich hatte eine Gattin, die mit den fürchterlichsten Launen mich zu quälen such-

te, hatte ungerathne Kinder. So fand ich Sturm von außen, und Sturm selbst in dem Hafen, wo ich Ruhe und Erholung hätte finden sollen.

Aber dies alles, Euphrosin, vermogte mich nicht unglüklich zu machen. Ich sezte den Verfolgungen von außen das Gefühl meiner Unschuld, dem Toben meiner Gattin Geduld und Sanftmuth, dem Ungehorsam meiner Kinder Güte uud Glauben an die Vorsehung entgegen. So blieb ich unter allen Stürmen voll Seelenruhe, und mein Antliz war stets so heiter, wie du es jezt siehst. Lerne daraus, Euphrosin, wie viel der Mensch vermag, wenn er mit Ernst gegen seine ungünstigen Schiksale kämpft.

Ich lehrte unter allen Anfällen ruhig fort, was ich zum Wohl der Menschen in der Weisheit erfunden hatte, und genoß die süße Zufriedenheit, daß der ausgestreute Same nicht auf ganz dürren Boden fiel.

Aber was war es denn eigentlich, was du lehrtest? fragte Euphrosin.

Wenigstens das Ganze meiner Lehre, entgegnete der Greis, kann ich dir jezt in Kurzem darstellen. Bei einem steten Nachdenken über das Wohl meiner Mitmenschen hatte ich endlich gefunden, daß nichts in der Welt mehr zu ihrem Glük beitragen könne, als die Tugend. Diese suchte ich also in der möglichsten Deutlichkeit, und in der anziehendsten Gestalt darzustellen. Damit aber mein Unterricht um so faßlicher seyn möchte nahm ich nur zwei Grundtugenden an: die Mäßigkeit, und die Gerechtigkeit. Unter die erste faßte ich alle Pflichten gegen uns selbst, unter die zweite alle Pflichten gegen andere zusammen. Ich sprach aber nicht von öffentlichen Lehrstühlen, ich hatte keinen Kreis von Zuhörern um mich her, die mir stundenlang zuhorchten, ich hielt blos vertrauliche Gespräche, und suchte mehr die Gedanken anderer zu entwikkeln, als selbst zu reden. Auch waren meiner Hauptsäze nur wenig, und für alle verständlich, welches jede Weisheit seyn muß, wenn sie zum Heil der Menschheit wirken soll. Die Mäßigkeit, sagte ich, macht uns selbst, die Gerechtigkeit

andere glüklich. Nur der Mäßige ist ein wirklich freier Mensch, der Unmäßige wird von seinen Begierden zu Handlungen hingerissen, die gegen den Willen seiner Vernunft sind. In Absicht der Gerechtigkeit sagte ich: wer am meisten unglüklich macht ist selbst am meisten unglüklich.

Dabei lehrte ich Unsterblichkeit der Seele, und suchte sie mit allen möglichen Gründen zu vertheidigen, indem ich zugleich reinere Begriffe von der Gottheit zu verbreiten strebte.

Alle diese Lehren scheinen dir gewiß unschuldig; aber meine Feinde brachten es doch endlich dahin, daß ich öffentlich angeklagt ward, wie ich die Religion meiner Väter stürzen wolle, wie ich die Jugend verführe, und verderbliche Grundsätze gegen den Staat verbreite.

Ich ward vor Gericht geführt, und da das Gefühl meiner Unschuld mir nicht erlaubte, mich vor meinen Richtern zu demüthigen, so verurtheilte man mich zum Tode.

Bebe

Bebe nicht zurük, Euphrosin; wer an Unsterblichkeit glaubt, für den hat der Tod nichts Schrekliches. Ich ward in Fesseln gelegt, und ins Gefängniß geführt, worin ich dreißig Tage verweilte.

Der Greis hob jezt die silberne Wage in die Höhe, und betrachtete sie schweigend. Erfahre nun auch, Euphrosin, fuhr er dann fort, wohin diese Wage in meiner Hand deutet. Du wirst dich erinnern, daß ich dir einst die Lehre zur Glükseligkeit gab, so oft du dich unglüklich fühltest deine ungünstigen Schiksale mit den günstigen zu vergleichen. Um mich beständig an diese wichtige Prüfung zu erinnern führte ich diese Wage mein ganzes Leben hindurch verborgen bei mir. Sie lehrte mich, so oft ich mißmüthig werden wollte, mein Glük und Unglük genau gegen einander abzuwiegen, und machte mich wieder heiter. Denn jenes hatte immer, auch in meinem Leben voll Unfällen, das Uebergewicht. Sie erinnerte mich zugleich durch ihr reines weißes Metall, welches indem ich es bei mir führte immer glänzender ward,

daß ich eben so rein und lauter mein Herz durch stetes Feilen erhalten müsse, wenn ich wirklich glüklich seyn wollte.

Diese Wage also ist nichts, Euphrosin, als ein Symbol von der innern richtigen Beurtheilung meines Zustandes, und zugleich eine Erinnerung an die Reinheit, die meine Seele haben müsse.

Sie begleitete mich selbst in das Gefängniß, und lehrte mich auch hier noch, glüklich zu seyn; denn der Glaube an Unsterblichkeit, und das Bewußtseyn meiner Unschuld legte ein großes Gewicht in die Schaale meines Glüks. Kurz vor meinem Tode redete ich noch mit meinen Freunden von der Fortdauer unserer Seele, und suchte sie durch die mächtigsten Gründe davon zu überzeugen. Dann trank ich voll Ruhe den Giftbecher...

Um Gottes willen, wer bist du? rief voll Staunen Euphrosin; denn schon lange war die Ahndung von dem erhabensten menschlichen Weisen in ihm erwacht. Sie täuschte ihn nicht.

Ich bin Sokrates, sprach der Greis, und zugleich dein Schutzgeist. Dein redliches

Herz,

Herz, und das Forschen deines Geistes nach Wahrheit, verdiente, daß ich dir erschien, um dich von dem Irrwege, den du zum Glük betreten hattest, zurükzuführen. Nimm zugleich den lezten Beweis von Unsterblichkeit der Seele, den ich dir jüngst versprach.

Kaum hatte der Greis diese Worte vollendet, als sein Antliz zu glänzen begann, als sein Körper aus einem irrdischen zu einem himmlischen ward, und Euphrosin in seinen Zügen das Bild eines seligen Sokrates erkannte.

Siehe, ich bin, rief der Verklärte, und du wirst auch seyn!

So rief er mit himmlischer Stimme, und verschwand. Nichts als ein leises wehendes Säuseln blieb von seinem Daseyn zurük.

Euphrosin sank voll Entzükken auf die Knie. Ueberschwenglich hast du an mir gethan, war alles, was er denken, was er rufen konnte. Dann erhob er sich, und eilte voll hoher Freude, wie ein Seliger, nach seinem einsamen Landsitz.

Die Trennung.

Welch Schrekkenbild, welch eine Miß-
gestalt
geht dort hervor, mit scharfgewetztem Eisen?
O, rettet mich vor ihrer Allgewalt!
o, Brüder, wagt's, das Schrekbild abzu-
weisen.

*

Es kömmt, es kömmt! ich knie fruchtlos
hin;
Ist dir kein Schmerz, sind dir nicht Thrä-
nen theuer?
Rührt dich kein Flehn, kein hofnungsloser
Sinn?
Was drohst du mir, wer bist du, Ungeheuer?

*

O weh! ich kenn' an der Verzweiflung
Wuth,
an deinem Gram, an der verbleichten Wange,
am

am stummen Schmerz, und an der Thränen-
fluth
des hohlen Aug's, Verderberin, dich lange.

*

Du bist es, Trennung! ha! die dürre Hand
seh ich voll Graus das wilde Schwerdt be-
kleiden
um Lieb' und Freundschaft, jedes heil'ge
Band,
das Menschen knüpft, allmächtig zu zer-
schneiden.

*

Was hab ich dir, Verderberin, gethan?
was hab' ich denn als Jüngling schon ver-
brochen?
Warum seh' ich so oft dich gräßlich nahn?
Hab' ich vielleicht der Tugend Hohn ge-
sprochen?

*

Hab' ich voll List, mit räuberischer Hand,
Von Minna's Haupt der Unschuld Kranz
gerissen?

Ist

Ist Haß und Neid in meiner Brust ent-
brannt?
Belastet Trug und Frevel mein Gewissen.

*

Hab' ich die Treu', die Redlichkeit ver-
kannt?
Ach, oder wenn mein Freund im Unglük
weinet,
hab' ich mich kalt von ihm hinweggewandt,
nicht seinen Schmerz mit meinem Schmerz
vereinet?

*

O, hab' ich dies, so wüthe, Rächerin!
O, wüthe fort, und lache meiner Schmer-
zen,
und reiß hinweg, mit diamantnem Sinn,
das Theuerste aus meinem wunden Herzen.

*

Ich schaue lächelnd auf die Wunde hin,
und sehe sie verdient mit Gleichmuth bluten,
und stähle den verzweiflungsvollen Sinn,
erstikke gern der Thränen heiße Fluthen.

*

Ach, aber wenn, bei schwacher Kraft, mein Herz
sich vor dem Kampf zum Guten nimmer scheute,
wenn ich das Unrecht bald mit bittrem Schmerz,
und, konnt' ich es, bald mit Ersaz bereute.

*

Was stehst du gegen mich, o Wütherin!
so gräßlich auf? Was zukt dein blinkend Eisen
so furchtbar oft auf meinen Busen hin?
Hast du auf mich nur Vollmacht aufzuweisen.

*

Und hätt' ich mehr als jene Thaten all
in meines Lebens Frühling schon verbrochen,
so hätte doch für meinen frühen Fall
dein Mund zu hart das Urtheil ausgesprochen.

*

Ach, alle Lieben, die des Blutes Band
dies heilige, dies ewig feste Siegel
mir gab, hast du tyrannisch mir entwandt
und über sie sinkt schon der Rasenhügel.

Oft

*

Oft hieng ich fest an einem treuen Freund;
Du aber schlugst in unsre Brust die Klauen,
und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
bald in das Grab, bald hin zu fernen Auen.

*

Einst wohnte Lieb' in meiner heißen Brust,
um Minna's Herz vertauscht ich eine Krone;
du nahmst sie mir mit schadenfroher Lust
und führtest sie zu einer fremden Zone.

*

Bald nimmst du auch, ich seh' dein Schrekkenbild
von weitem schon, die trauligen Gespielen
der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

*

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint,
ein Hauch wird ihn, wie herbstlich Laub verwehen;
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
ich habe sie selbst zahllos fließen sehen.

O,

*

O, musteſt du, bei ſo viel andrer Pein,
der Erde Leben! auch die Trennung haben,
ſo laß uns härter, laß uns fühllos ſeyn,
ſonſt wird ihr Schmerz das Grab uns früher graben.

*

Zu theuer wird der Freundſchaft Hochgefühl
von uns erkauft, uns armen Erdenſöhnen;
die Trennung ſteht, voll Schadenfreud', am Ziel,
und wird das Band der treuſten Freundſchaft höhnen.

*

So höhn' uns dann, nimm die Geliebten hin;
und wenn die Thrän' auch unverſiegbar quölle;
kurz iſt dein Reich, einſt weiſt man, Wütherin!
mit anderm Weh, auf ewig dich zur Hölle!

Apologie des Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. s. w.

Es war Friedrich II, der einst in einem Anfall von spöttelnder Laune den oben genannten Gesang ein abgeschmaktes Lied nannte. Dieser Ausspruch ist ihm seitdem von allen nachgesprochen, und wenn man einen ungereimten Gesang nennen will, so hat das Lied: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. immer den Vorzug. Ob aber Friedrich, der ein großer Monarch, ein großer Feldherr, ein großer Staatsmann und Mensch war, auch ein großer Beurtheiler von Volksliedern genannt werden darf, diese Frage ist wenigstens noch nicht entschieden. So viel ist gewiß, daß es in den gewöhnlichen Gesangbüchern unendlich abgeschmacktere und geistlosere Lieder giebt, und daß man Unrecht thut, wenn man jenes vorzugsweise so nennt. Ja vielleicht läßt sichs erweisen, daß dies Lied nicht

nicht nur nicht abgeschmackt ist, sondern für den gemeinen Haufen, etwas Erhebendes und Andachterwekkendes hat. Der Versuch dieses Beweises wird wenigstens nichts Gefährliches für die Sache der aufgeklärten Religion enthalten.

Der Dichter des erwähnten Liedes Paul Gerhard, Archidiaconus zu Lübben in der Lausitz, scheint seinen Stoff aus dem vierten Buch der Aeneide von V. 522 bis 529 hergenommen zu haben. Dort findet man folgende Worte:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, sylvaeque et saeva quierant
Aequora: cum medio volvuntur sidera lapsu,
Cum tacet omnis ager, pecudes, pictaeque volucres,
Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
Rura tenent, somno positae, sub nocte silenti
Lenibant curas, et corda oblita laborum.
At non infelix animi Phoenissa caet.

„Es war Nacht, und der Sterblichen müde Gebein' auf der Erde
Schlummerten ruhigen Schlaf, die Wälder schwiegen, die Meere
Wogten nicht mehr. Indeß durchwandeln des Himmels Gewölbe
Sinkende Stern'; es verstummt die Flur, die Heerd', und der Vögel
Farbige Schaar. Was der Seen flüssige, weite Kristalle,
Was der Gefilde dornigte Büsche bewohnt, verstummet.
Von der schweigenden Nacht gemildert schlummern die Sorgen,
Und des Kummers süße Vergessenheit strömt in die Herzen.
Aber Dido, die Traurende, wacht u. s. w.

Virgil hatte den Zweck, sieht man, eine dichterische Beschreibung der Nacht zu liefern, in der die ganze Natur ruht, nur die unglükliche Dido nicht. Einen ähnlichen Zweck hat Paul Gerhard. Seine Dido ist der Betende, und er fügt zu der dichterischen Schilderung noch andachtsvolle Betrachtungen hinzu,

zu, wodurch eigentlich sein Gesang sich zu einem geistlichen Liede bildet.

Wir wollen die Strophen desselben nach einander durchgehen, ob sich denn wirklich so viel Abgeschmacktes darinn entdekken läßt. Der Dichter fängt so an:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was meinem Schöpfer wohlgefällt!

In den ersten beiden Zeilen dieses Verses kann nichts Anstößiges liegen, denn Virgil sagt wörtlich dasselbe; Sylvae quierant; tacet omnis ager et pecudes, und ihm hat man diese Beschreibung noch nie als ungereimt angerechnet. Auch gründet sie sich auf Erscheinungen in der Natur. Sehr oft, wenn der Wind am Tage gewütet hat, legt er sich am Abend, die Wälder, die vorher in ungestümer Bewegung waren, rauschen nicht mehr, und stehen ruhig da. Die Felder wer-

den ebenfalls nicht mehr bearbeitet, und liegen unbeweglich. Menschen und Thiere eilen hinweg von den Fluren und begeben sich zur Ruhe. Alles wird still umher. Also dies ist ganz richtig. „Aber die dritte Zeile: es schläft die ganze Welt! Als wenn überall Nacht wäre, wenn bei uns Nacht ist! Und gesetzt auch, als wenn dann auch alle Menschen schlafen müßten! das ist doch abgeschmackt!"

Und warum denn? Schrieb Paul Gerhard für Menschen, die es wissen, daß wir Gegenfüßler haben, und daß es in Amerika Morgen wird, wenn bei uns die Nacht kömmt? Und gesezt auch er schrieb für sie; wo hat man je einem Dichter die Erlaubniß versagt, das Ganze für den Theil zu setzen? Diese Freiheit gestattet man ja den ältern und neuern Poeten; warum Paul Gerhard nicht? Virgil sagt selbst sehr im Allgemeinen: Corpora per terras carpebant fessa soporem; und wenn er nicht per omnes terras sagt, so geschah es gewiß nicht aus Furcht, ungereimt dadurch zu erscheinen.

Wenn

Wenn wir also nicht die mathematische Beschaffenheit der Erde aus dem Liede: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. sollen kennen lernen, was hatte der Dichter denn für einen andern Zweck? Man sieht es aus den drei lezten Zeilen des obigen Verses. Er stellt einen Betenden auf, der die ganze Natur rings umher in Ruhe versunken, und sich allein nur noch wachend denkt, um Gott durch seine einsame Andacht, wie durch ein Opfer, zu gefallen. Und der Gedanke: alles ruht um mich her, ich allein bete noch zu meinem Schöpfer, hat gewiß etwas Erhebendes und sehr Einnehmendes.

Der erste Vers also hält sich. Wir wollen den zweiten hören:

Wo bist du Sonne blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin! ein' andre Sonne,
Mein Jesus meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Gedanke in diesem Verse heißt, wenn er von seiner dichterischen Einkleidung

entblößt wird, ohngefähr so: die irrdische Sonne ist untergegangen, aber in meinem Herzen erwacht ein neues Licht, der Gedanke an Jesus. Der Betende tröstet sich beim Eintreten der Finsterniß, daß es in seinem Herzen so hell ist, daß er auch bei der hereinbrechenden Nacht so freudig seine Seele zur Andacht erheben kann. Hat dieser Gedanke etwas Sinnloses? Hat er nicht vielmehr etwas Gefallendes?

„Aber die Nacht des Tages Feind!“ Warum nicht? Zwei Wesen, die sich so einander entgegenstehen, die sich so wechselsweise vertreiben, darf der Dichter sehr gut Feinde nennen.

Also weiter:

Der Tag ist nun vergangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal;
So werd' ich auch einst stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Dem Anfange dieses Verses wird man einige dichterische Schönheiten und einigen

Wohl-

Wohlklang nicht absprechen; aber die nachher folgende Vergleichung hat größere Vorzüge, und ist hier sehr passend angebracht. Der Glaube an das Daseyn Gottes und an Unsterblichkeit der Seele pflegt nie stärker in uns zu erwachen, als beim Anblik des gestirnten Himmels. Bei Beschreibung desselben weist also der Dichter auf jenen Glauben hin, und erinnert uns durch ein Gleichniß an unsere künftige Fortdauer. So wie nach dem Licht der Sonne die Sterne erscheinen, spricht er, so werde auch ich, wenn ich nach dem Tage des Lebens in die Nacht des Todes übergegangen bin, dort wieder erscheinen, und hell glänzen.

Wer will diesen Vergleich tadeln, wer will ihn abgeschmackt nennen? Wenn Homer ihn gemacht hätte, so fände er gewiß unendlich mehr Bewunderer, als das unschuldige Lied jezt Spötter und Verächter findet.

Aber weiter!

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt Kleider ab, und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;

Sie zieh ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

Der Verfasser weiß es, wie wichtig uns der Gedanke an eine künftige Fortdauer sei; er berührt also diesen Punct noch einmal, und erläutert ihn durch ein neues Gleichniß. So wie wir am Abend des Tages, spricht er, die Kleider und Schuhe ablegen, so ziehen wir am Abend des Lebens die Sterblichkeit und unsern ganzen Körper aus, und erhalten dagegen einen neuen, schönern.

Klopstok sagt von einer eben geschiedenen Seele:

— — — Sie schwebte dahin. Leichtfließendes Leben
Folgt ihr aus dem Leichname nach, nnd zog sich geschwinder
Als Gedanken um sie, und wurde zum schwebenden Leibe.

Hier finden wir dieselbe Vorstellung, die Gerhard fromm theologisch ausführt, erhabner und kühner dargestellt. Beide reden von

einem

einem Körper, der uns künftig zu Theil werden wird.

„Aber das Ablegen der Schuhe, das ist doch unanständig zu erwähnen!"

Und so etwas wollte man einem Dichter aus dem vorigen Jahrhundert nicht vergeben? Man lese doch die Dichter aus den vorigen Jahrtausenden, man lese doch Homer, wenn er vom Schlachten und Ausnehmen der Schweine redet, oder wenn er den Schlaf Polyphems beschreibt u. s. w., und man wird gewiß mit Paul Gerhard zufriedner werden.

Wir gehen weiter:

> Das Haupt, die Füß', und Hände
> Sind froh, daß nun zum Ende
> Die Arbeit kommen sei;
> Herz freu dich, du sollst werden
> Vom Elend dieser Erden,
> Und von der Sünden Arbeit frei.

Zweimal hat der Dichter oben durch eine Vergleichung den Glauben an Unsterblichkeit zu stärken gesucht, und nun erst wagt er es, an den Tod zu erinnern; aber immer noch mit einer tröstenden Wendung. Er stellt ihn

 blos,

blos, als ein Ausruhen nach der Arbeit, als eine Befreiung von der Sünde und dem Elende des Lebens vor. Wo ist aber ein Mensch, dem nicht irgend etwas drükt, wovon er frei zu seyn wünscht.

Bei diesem Verse sieht man zugleich, daß das Lied für den arbeitenden Theil der Menschen geschrieben ist, der sich am Abend von der Last des Tages erholt, und nach Ruhe sehnt. Dieser aber ist warlich nicht so kritisch, um das Veraltete und einige Härten der Poesie zu fühlen. Er sucht Erbauung und auf seinen individuellen Zustand passende Gedanken, und diese findet er hier.

Nun geht ihr matten Glieder,
Geht hin, und legt euch nieder!
Der Betten ihr begehrt.
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Hier ist die zweite Erinnerung an den Tod, an diesen für uns so wichtigen Zeitpunkt. Sie ist stärker und unverstekter, wie die im vorigen Verse, denn nun ist der Betende

tende schon mehr vorbereitet, und erträgt eine naktere Darstellung. Hier wird des Verscharrens in der Erde mit erwähnt, aber immer noch unter dem Bilde der Ruhe, das beim Schlafengehen so willkommen ist.

Bis hieher, wird man bemerken, enthalten die lezten Zeilen aller obigen Verse Vergleichungen, oder einen Gegensaz, der meistens passend, wenigstens nicht erzwungen ist, und dadurch erhält dies Lied vor vielen andern einen anziehenden Vorzug.

In den drei lezten Versen hören diese Gegensäze auf. Der Betende hat noch etwas anders auf seinem Herzen; er muß noch über seine nächtliche Sicherheit sich beruhigen.

Mein' Augen stehn verdrossen,
Wie bald sind sie geschlossen!
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden
Du Aug' und Wächter Israel.

Der nakte Gedanke in diesem Verse ist: Bald bin ich durch den Schlaf an Leib und Seel wie vernichtet, und kann mich selbst

nicht

nicht schützen; schütze du mich dann, du Wächter der ganzen Gemeine.

Der Dichter kömmt hier von den entferntern Dingen, welchen die öftere Betrachtung des Christen erfodern, auf die nähern, auf den eigentlichen Zwek des Liedes, nemlich: Bitte um den Schutz Gottes in der Nachtzeit.

Also auch hier findet sich noch nichts Abgeschmaktes? Denn, daß der Dichter den Gedanken: meine Augen sind ermüdet, etwas veraltet ausdrükt, das wird man ihm doch nicht so hoch anrechnen; wir müssen weit anstößigere Sachen beim öffentlichen Gottesdienste singen, wozu dies Lied doch nicht bestimmt ist.

Wo wird denn endlich das Ungereimte des Liedes seyn? Es müßte in den beiden lezten Versen kommen. Wir wollen sie hören:

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,

So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverlezet seyn!

Dieser Vers scheint spielend und seicht; aber die Ausdrükke darin sind biblisch und rechtfertigen ihn. Math. 23, v. 37. und an mehrern Orten findet man die Worte: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Das Verschlingen des Satans ist ebenfalls ein Ausdruk, dem mehrere Stellen in der Bibel das Bürgerrecht geben. Auch denkt sich selbst der Ungebildete nichts anders dabei, als etwas Böses, das ihm jener gefallene Geist zufügen könnte. Demohngeachtet beleidigt dieser Vers das Gefühl durch seine kindische Sprache, und man wünscht ihn hinweg. Aber um seinetwillen das ganze Lied zu verwerfen, das würde wieder unbillig seyn. Der lezte Vers ist um so zwekmäßiger:

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß euch ruhig schlafen,

Und

Und stell euch goldne Waffen
Ums Bett, und seiner Engel Schaar.

Hier wird der Betende von seinem Wohl auf das Wohl anderer geführt, und das sehr billig, selbst sehr zu seinem Vortheil. Es hat etwas Erfreuliches für diejenigen, die uns theuer sind, zu beten, und sie dem Schutz Gottes zu empfehlen. Man beweist ihnen dadurch gleichsam im stillen seine Liebe, und jemandem seine Liebe beweisen ist eine süße Empfindung, die zugleich das Herz bessert. Die goldnen Waffen aber wird hoffentlich niemand anstößig finden, denn selber Milton schreibt den Engeln Waffen zu:

„Hellschimmernd von Juwelen und von Gold"

Und noch keiner hat diesen Dichter darüber lächerlich gemacht.

So wäre denn in dem angefochtnen Liede nichts Abgeschmaktes; so wäre denn nur ein einziger Vers darin, den man verändert wünschte? Aber ich glaube, man darf noch weiter gehen. Das Lied ist nicht nur nicht abgeschmakt, es ist vielmehr sehr passend und erbaulich für eine große Klasse von Menschen;

schen; es hat gerade das Maaß von dichterischem Schmuk und einleuchtender Darstellung, die dem Ungebildeten gefällt.

Wenn Friedrich II. also in Staatssachen urtheilt, wenn er über Krieg und Frieden, über eine Disposition in der Schlacht u. s. w. spricht, so wollen wir ihm wie einem Orakel horchen; aber nicht so in der deutschen Sprache, nicht so bei theologischen Dingen. Daß er hierin irren kann, wird schon aus dem kleinen Umstände klar, daß es sich erweisen läßt, Virgil selbst habe wenigstens den Anfang des Liedes: N u n r u h e n a l l e W ä l d e r u. s. w. gemacht.

Ueber Bestimmung des Menschen, Wildheit und Kultur.

Wenn man in Stunden des Nachdenkens in der Welt umherschaut, und über die verschiedenen Stuffen der Kultur und Vollkommenheit, worauf die Menschheit steht, nachsinnt, wenn man dabei fragt: auf welcher sollte sie stehen, auf welcher würde sie am glüklichsten seyn? so geräth man in ein Labyrinth, in welchem man sich vergebens nach dem wohlthätigen Faden Ariadnens sehnt.

Der Mensch ist hier auf die Erde gesezt, wie ein Baum, der stark und frisch in seiner natürlichen Gestalt fortwachsen, aus dem man aber auch einen schönen vatikanischen Apoll schnitzen kann. Soll er Baum bleiben

oder

oder Apoll werden; wann ist er am glüklichsten? Wer löst uns dies große Räthsel?

Auf beiden Seiten stoßen wir auf Unbequemlichkeiten, die sich mit der Bestimmung des Menschen nicht vertragen, und die uns noch tiefer in das Labyrinth hineinführen. Der Wilde (denn wir müssen einen Naturmenschen nehmen, wie er wirklich vorhanden ist; der idealische Naturmensch existirt nur in Büchern) der Wilde lebt mit seiner Familie in einer Hütte, die er mit eigner Hand erbaute, ist Zimmermann, Baumeister, Töpfer, Kürschner alles zugleich; er ernährt sich entweder von seinem Vieh, das um sein ambulatorisches Zelt her weidet, oder er gehet des Morgens auf die Jagd, und hohlt Nahrung für den übrigen Tag. Dabei ist er stark, gesund und heitern Muthes. Geistesbedürfnisse kennt er nicht. Er hört keine Oper vom Ritter Gluck, keine Schauspiele von Shakespear, kein Konzert von vierhundert gleichrauschenden Instrumenten, aber er sehnt sich

sich auch nach alle dem nicht, und bringt seinen Nachmittag und Abend am knisternden Feuer oder auf einer Thierhaut in ruhiger Unthätigkeit zu. Wer keinen Kapwein und keine indische Vogelnester kennt, schläft ganz ruhig, ohne sich am Abend davon gesättigt zu haben. Sage dem Wilden: Elender! du jammerst mich bei deiner armseligen Milch an deinem Kohlenfeuer! Sieh mich an! Ich speise heute Abend an einer Tafel die mit Gerichten aus allen vier Welttheilen besezt ist; mein Monarch winkt mir dabei freundlich zu; ich wiege mich dann in wollüstigem Tanz am Arm einer Göttin, und schlafe auf seidenem Pfühl, um Kraft zu neuen Vergnügungen zu schöpfen. Er wird dich anlächeln, wird nicht begreifen können, warum du ihn elend nennst; denn ihm hat seine Milch ganz vortreflich geschmeckt, und er wird ebenfalls unbeschreiblich süß darnach schlafen. So leicht läßt sich der Wilde nicht unglüklich machen. Er kennt keine ruhetödtende Ehrsucht, keinen Gram des verkannten Verdienstes, keine quälende Furcht, vor der Welt zu

Schan-

Schanden zu werden; ihn macht kein ungnädiger Blick seines Monarchen, seines Ministers, oder seines Vorgesezten, unglüklich; er hat keine schlaflose Nacht, wenn man ihm in dieser Gesellschaft den Wiz und in jener den Verstand abgesprochen hat; er ringt nicht verzweifelnd die Hände, wenn sein Projekt, an dem Schweißtropfen von vielen Monathen hängen, verächtlich verworfen wird; kurz, er hat nicht die tausend offenen Zugänge, wodurch er unglüklich gemacht werden kann, wie der kultivirte Mensch. Er ist unverwundbar am ganzen Leibe, wie Achilles; nur an der Ferse ist eine schwache Stelle, und so ein Fleck wird selten getroffen. Nimm ihm sein Weib, sein Vieh, sein Zelt; erst dann ist er unglüklich. Der kultivirte Mensch hingegen jagt sich oft mitten im Schooße des Ueberflusses und der Hoheit eine Kugel durch den Kopf. Er kennt deine feinen, raffinirten Freuden nicht, aber er besizt ein gewisses negatives Glük: er ist nicht unglüklich. Unbeschreiblich viel für ein Geschöpf von dem Rousseau sagt: souffrir et la premiere chose qu'il

doit apprendre, et celle qu'il aura le plus grand besoin de savoir. *)

So weit alles ganz vortreflich bei dem Wilden, ganz seiner Bestimmung gemäß! nun wollen wir ihn aber auch von einer andern Seite betrachten. Sein Geist ist in seinem starken und gesunden Körper äußerst klein und schwach. Er ist ein Kind am Verstande, und fast eben so hülflos. Der boshafte Affe deckt in der Nacht seine ärmliche Hütte ab, und giebt ihn allen Ungemächlichkeiten des Wetters preis, ohne daß er sich gegen seine Angriffe schützen kann. Dabei ist er rachgierig und blutdürstig, und martert den gefangenen Feind unter der gräßlichsten Pein zu Tode. Sein Gott ist ein Popanz, eine Schlange, ein alter Mann, der auf einem Berge wohnt, und zu dem er nach dem Tode hinkömmt, wenn er viel Feinde erlegt hat. Er kennt nicht die edelsten Freuden des Lebens;

*) Das erste was der Mensch lernen soll, ist: Leiden zu ertragen; und das ist es auch, was er am meisten zu wissen nöthig haben wird.

bens; er kennt nicht den Planeten auf dem er wohnt, und ist unfähig seine herrlichsten Geschenke zu genießen; er krümmt sich in seiner Enge, wie ein Wurm, der auf einem schönen Fruchtbaum wohnt, und nur an seinen Blättern nagt. Nehmt ihm noch ein klein wenig von seinen geistigen Vollkommenheiten, und er ist ein abscheulicher Affe, der in den Wäldern wohnt, und auf vier Füßen herumläuft. Ein kleiner Schritt ist zwischen ihm und dem Pavian.

Ist dies die Bestimmung des Menschen? Ist dies die Stuffe der Vollkommenheit auf der er stehen soll? Unmöglich, unmöglich! In dem Thier sollte die Kraft wohnen ein Halbgott zu werden, und es sollte Thier bleiben? Welch ein Widerspruch! Kommt, laßt uns ihn auf einer andern Stuffe suchen!

Tritt also hervor, schön geschnitzter Apoll, feiner Mann der Welt, Zögling der höchsten Kultur! Lehre uns, ob diese hohe Stuffe deiner Bildung die wahre sei, worauf die Menschheit stehen soll; aber täusche uns nicht durch eine blendende Oberfläche, gieb uns

Wahrheit! Dein äusseres Glük ist herrlich und groß! Mit Ehrfurcht nahen wir uns deinem Pallast, in dem Schönheit und Bequemlichkeit in gleichem Maas verbreitet sind; du aber selbst bist die höchste Zierde darin. Das Ebenmaas deines Körpers wird durch ein reizendes Gewand unbeschreiblich erhöhet; dein wohlgeformtes Haar entwikkelt neue Schönheiten in deinem Gesicht. Dein Geist aber ist noch weit vollkommner. Er überschaut mit hellem Blick die Schönheiten der Natur, die Einrichtung des Weltgebäudes, empfindet die sanften Freuden des Lebens, der Wohlthätigkeit, der Freundschaft, der Liebe in vollem Maaß. O Zögling der Kultur, wie schön bist du am Körper und Geist! Und dieser schöne Sterbliche wird seinem Werthe gemäs behandelt. Er ruht auf seidenen Polstern, ißt die feinsten, die schmackhaftesten Speisen, trinkt die süßesten und reizendsten Getränke, arbeitet nur mit diesem hellen, weitumfassenden Geist, und sein schöner Körperbau wird ohne Gefahr und Ermüdung auf weichen Sitzen von einem Ort zum andern bewegt.

Das

Das heißt leben, und das Leben genießen! Aber, wenn unser Blick uns nicht täuscht, so ist deine Wange bleich und dein Auge ohne Lebenskraft. Woher diese Blässe, diese sichtbare Schwäche bei einem so herrlichen Leben? O traurige, o schrekliche Erfahrung! Eben dies herrliche Leben trinkt die besten Kräfte deines Körpers, eben diese weichen Polster machen ihn schwach und elend, eben diese lieblichen Speisen sind ein unmerklicher Gift, die ihm tausend Krankheiten und Schmerzen verursachen, eben diese reizenden Getränke stumpfen ihn gräßlich ab, eben dies helle, tiefe Denken des Geistes ermattet ihn, raubt ihm die Heiterkeit und reibt den Körper auf; kurz, seine ganze hohe Verfeinerung macht dem Elende Thür und Thor auf, um von tausend verschiedenen Seiten bei ihm einzuziehn. Du hast einen Handel gemacht, du hast seidne Polster, eine herrliche Mahlzeit, eine süße Behaglichkeit, um Stärke des Körpers und Gesundheit erkauft; du hast für einen tiefforschenden, feinempfindenden Geist, Heiterkeit und Ruhe des Herzens gegeben. Un-

glüklicher! du bist schreklich übervortheilt! Thue den Kauf zurük, wenn du kannst! Du hast für einen glänzenden Schein wahres Glük gegeben! Dein Tausch wird ein sieches Leben und einen frühen Tod dir bereiten.

Sollte dies die Bestimmung des Menschen, sollte dies die wahre Stuffe des Glüks und der Vollkommenheit seyn, auf der er stehen soll? Soll er die edelsten Güter des Menschen: Stärke, Gesundheit und Heiterkeit für feine Kultur vertauschen? Unmöglich! unmöglich!

Unmöglich riefen wir schon einmal, als wir das geistige Elend des Wilden sahen; so rufen wir auch jezt beim Anblik des körperlichen und geistigen Elends des kultivirten Menschen. Eine schrekliche Wahl bleibt uns nur:, Vollkommenheit des Körpers oder des Geistes

Wonach sollen wir greifen? Tausende höre ich hier schreien: nach Vollkommenheit des Geistes! Aber was ist ein hochgebildeter Geist in einem elenden und geschwächten Körper? Ueberall Widerspruch! Der Mensch ist zum Denken bestimmt, und wenn er diese Bestimmung

mung recht eigentlich erfüllt, so reibt er sich selbst auf. Die herrlichsten und lieblichsten Speisen sind für ihn da, und wenn er sich recht an ihrem Genusse laben will, so schwächen sie sein Wesen und vergiften seine Kräfte. Die Liebe ist sein feurigstes, sein mächtigstes Gefühl, das ihm die Erde zum Himmel machen könnte; und wenn er diesen Trieb recht wie ers dürstet befriedigt, so raubt er ihm die Lebenskraft, und begräbt ihn vor der Zeit.

Armer Sterblicher, du bist hier auf die Erde hingestoßen, wo nirgend ein behaglicher Ort für dich ist! Wenn du auf dieser Seite wohl ruhest, so wird die andere von Dornen zerritzt; wenn du den Geist zur Vollkommenheit bildest, so zertrümmerst du unmerklich deinen Körper. Unseliges Loos der Menschheit! Was soll der arme Sterbliche thun? Soll er gedankenlos hinter seinem Vieh hergehen und heitern Geistes seyn, oder die Entfernungen der Sterne berechnen, und voll schwarzer Melancholie die Hände ringen? Soll er in seiner Hütte von gedörrten Fischen leben, und stark seyn wie ein Riese, oder in

Wien nach der Mahlzeit ein Vomitiv nehmen, um von neuem essen zu können, und dabei an Koliken sterben?

Hier höre ich wieder unbeschreiblich viele Stimmen schreien: keins von beiden, die Mittelstraße! Das klingt schön; aber giebt es eine Mittelstraße in der Kultur? Bleibt der Mensch auf irgend einer Stuffe derselben stehen? Der Naturmensch allein bleibt was er ist; der Beduine in Arabien ist noch jezt was er vor Jahrtausenden zu den Zeiten Ismaels war. Wenn er aber nur auf der ersten Stuffe der feinern Kultur steht, so steigt er ins Unendliche fort, ohne sich um die Mittelstraße zu bekümmern. Die Römer waren vielleicht zu der Zeit, als ihre Feldherrn in Friedenszeiten hinter dem Pflug hergiengen, auf einer mittlern Stuffe der Kultur; aber blieben sie es? Blieb es irgend ein Volk in der Welt? Der Staatsbürger, der zu Heinrichs IV. Zeiten seine Henne im Topf hatte, wird bald einen Truthahn haben wollen, und aus diesem Truthahn wird endlich ein Fasan werden. So steigt der Mensch von Noth-

durft

durft zur Bequemlichkeit, von Bequemlichkeit zu Luxus; und bei jedem Schritt sprießt neues Elend unter seinem Fuß hervor.

Wohin soll also der arme Sterbliche sich wenden? In jede Form hier auf der Erde paßt er nur halb, in keine ganz. In dieser wird sein Körper zerdrükt, in jener sein Geist. Armes verwaistes Geschöpf, ohne bleibende Städte, ohne Vaterland! Jedes Thier ist auf der Erde an seinem Ort; Der Mensch, das vorzüglichste Thier, nicht. In welches Labyrinth führt uns dies? Wo finden wir uns heraus? Wo ist ein leitender Faden? Giebt es einen leitenden Faden? Es giebt einen, er heißt: Unsterblichkeit.

O das lindert, das tröstet, das führt hinaus aus dem schreklichen Labyrinth. Die Formen, worein wir paßen, werden nicht hier gegossen, dort, dort sind sie. Hier ist keine Endbestimmung, kein Ziel für den Menschen; hier ist Mittel, hier ist Weg. Paßten wir ganz in die Formen hier auf der Erde, wer würde sterben wollen?

Der

Der Gedanke, daß wir einmal diese herrliche Lage, woran wir sogar nichts auszusetzen hätten, verlassen müßten, würde uns von Jugend an quälen. Bestimmung des Menschen hier auf der Erde ist: sich vorzubereiten für jene Formen, die uns dort erwarten. Und dies können wir auf jeder Stuffe, als Hurone, und als feingebildeter Hofmann. Dorthin also soll der verwaiste Sterbliche schauen, wenn er im Erdenleben auf Widersprüche stößt, wo diese Widersprüche sich lösen. Da findet er einen Vater, und ein Vaterland. Der gute Krieger wird gern einige Stunden auf einem unbehaglichen Posten stehen, wohin ihn sein Feldherr gestellt hat, sollte er auch nicht grade wissen, wozu dies eigentlich nüzt; er wird dies um so eher thun, wenn er schon von weiten ein schönes Land sieht, wo er bald einrükken, und in Ruhe und Ueberfluß leben soll.

Aber auch das ewige, gedankenlose Hinschauen nach jenem Lande, wenn wir nun einmahl in diesem sind, wäre schwach. Sogar die Magd lacht über den alten Weltwei-

sen,

sen, der unverwandt nach den Sternen schaut, und darüber auf der Erde in eine Grube fällt.

Wir haben um uns her gar viel zu betrachten, das uns nüzt und frommt. Laßt uns so gut als möglich in die Form zu passen suchen, die uns die nächste ist. Vielleicht können wir mehr als halb, vielleicht zwei Drittheil darein passen. Der ist gewiß der vollkommenste Mensch, der in die ihm angewiesene Form, er stehe auf welcher Stuffe er wolle, mit Leib und Seele am besten hineingeht. Das ist ein herrliches Augenmerk hier auf der Erde! Und der Mensch kann viel. Er kann selbst auf der höchsten Stuffe der Kultur und des Luxus, wo beide in das Reich der Thorheit hinüber schwindeln, mit ihnen einen gewissen Reitz, eine gewisse Schönheit verbinden, die sie verzeihlicher macht. Ein Beispiel davon mag diesen Aufsatz, der seinen Gegenstand nicht erschöpft, der nur mageres Skelet ist, und eine vollkommnere Hand verlangt, um seine ganze Stärke zu erreichen, beschließen.

Man

Man erinnere sich aber, das die folgende Anekdote sich nicht auf die ganze Abhandlung beziehen, sondern nur einen Beweis liefern soll, wie der Mensch selbst auf der höchsten Stuffe der Kultur, wohin er am wenigsten zu gehören scheint, den Luxus erträglich machen kann.

Ein Britte nöthigte eine Anzahl seiner Freunde auf ein Glas Punsch. Statt sie in einen Saal zu führen, als sie erschienen, führte er sie hinaus in seinen großen und prachtvollen Garten. Hier finden sie unter dem Schatten verschlungener Bäume ein großes Marmorbekken, das statt des Quellwassers bis an den Rand mit Punsch angefüllt ist. In der Mitte dieses köstlichen Sees steht ein silberner Kahn, worin ein reizender Knabe mit Flügeln, mit Köcher und Bogen, kurz wie Amor gekleidet, herumschwimmt. Er trägt in der Hand, statt des Ruders, einen goldenen Punschlöffel. Mit diesem fährt er rings bei den Gästen herum, und füllt ihre Kristall-Becher, so oft sie

ge-

geleert sind, von neuem. So handelt der Britte.

Der Perser lös't Perlen in Weinessig auf, und trinkt sie. Der Römer läßt Schüsseln von Pfauenzungen auf seine Tafeln tragen.

Wo ist der Luxus reizender? Wo macht er der Kultur mehr Ehre?

Scenen aus einem ungedruckten Schauspiele: Die Bildsäulen.

Der Schauplatz ist in Griechenland, in der Landschaft Elis.

Ersten Acts achter Auftritt.

Zimmer eines ländlichen Wirthshauses. Im Hintergrunde sitzen einige Albanier *) am Tisch, und trinken. Kingson, ein englischer Mylord geht auf und nieder, und hält ein Buch in der Hand. Macduf, sein Bedienter, steht am Tisch und ißt.

Kingson. Zu Menschen bin ich wiedergekommen, aber zu welchen? (Blickt das Buch an.) Hätte ich dich nicht, wie wäre ich so allein unter diesen Leuten! Du einziger Todter bist mir mehr,

*) Griechische Landleute, die vom kaspischen Meer herkamen, und jezt in Griechenland Akkerbau und Viehzucht treiben,

mehr, als alle Lebendigen um mich her. Aber o Pausanias, könntest du jezt die Erde wieder sehen, die du vor mehr denn einem Jahrtausend so schön beschriebst, was würdest du empfinden. Das Paradies ist, wie das erste Eden, zu einer Wüste geworden! Ich will es wenigstens in dir wiedersuchen. (Setzt sich hin und liest. Die Bauern, die vorher sachte gesprochen haben, werden lauter, und man versteht endlich folgendes Gespräch.)

Erster Albanier. Ich habe ihn schon mehr als einmal in der Nacht gesehen, aber neulich — hu! mir schaudert noch die Haut, wenn ich daran denke!

Zweiter Albanier. Nun, was denn? Erzähle doch.

Erster Albanier. Seht, ich hatte ein Rind von meiner Heerde verlohren. Das suchte ich noch des Nachts. Da sah ich ihn auf einmal mit noch andern aus seinem Hause auf mich zukommen. Er war ganz weiß, die andern aber sahen schwarz aus. Vor Angst kroch ich in einen holen Baum. Wißt ihr, was ich da gesehen habe? Hu, hu! Mir

ist noch bange davor. Ein Grab machten sie, (Kingson wird aufmerksam, und horcht in die Höhe) und aus dem Grabe stieg ein Gespenst, mit dem haben sie sich die Hand gegeben, und es geküßt; ja ich schwör es euch, mit meinen Augen habe ich das gesehen. Was weiter vorgegangen ist weiß ich nicht, denn ich habe die Besinnung verlohren, und bin nieder gefallen. Aber wahr ist es gewiß und wahrhaftig, was ich erzähle!

Dritter Albanier. Er hat recht; ich habe dasselbe schon von weitem gesehen, aber ich bin davon gelaufen.

Vierter Albanier. Was wollt ihr sagen? Vor acht Wochen ohngefähr wars, da mußte ich in der Mitternacht an den See gehen zu den Fischern; da war er auch auf dem Felde mit seinen, Gott sey bey mir! (macht Kreuze vor sich) und auf einmal verwandelte er sich in ein Pferd, und die andern alle auch. Ich kann die drey Finger aufheben, daß es wahr ist! Ich habe sie selbst wiehern hören, und bin halb todt gewesen.

Die Fischer sprechen noch oft davon, wie ich ausgesehen habe, als ich gelaufen kam.

Zweiter Albanier. Ja, mit dem Manne muß es eine besondere Bewandniß haben. Des Nachts habe ich nichts von ihm gesehen, aber bey Tage ist mir doch manches so wunderlich vorgekommen. Zum Beispiel, neulich war ich mit meinem großen Hunde in dem Holze nicht weit von seiner Wohnung. Ihr wißt, der Hund hat Courage und steht seinen Mann; aber hier gieng es ihm denn doch ganz seltsam. Er war euch dahin gelaufen zu dem Gitterthor, das ihr kennt, vor dem Hause des Nachtwandlers; die Thür stand ein wenig auf, und der Hund lief in den Hof. Es war kein Mensch da, und die Hausthür dicht zu; aber das Geheul hättet ihr hören sollen, das der Hund auf einmal anfieng; und wie er zu mir gelaufen kam, als wenn der böse Feind hinter ihm wäre! Hört, er zitterte am ganzen Leibe; in meinem Leben habe ich ihn nicht so furchtsam gesehen.

(Macduf hat während des Gesprächs öftere Zeichen des Erstaunens von sich gegeben, hat die Hände zusammengeschlagen, ist zurükgetreten, hat Kreuze vor sich gemacht u. s. w. Kingson hat ruhig zugehört, steht jezt auf, und winkt den zweiten Albanier zu sich. Die andern sind aufmerksam auf das, was vorgeht, und treten endlich auch hervor.)

Kingson. Sagt mir doch, lieber Freund, was ist denn das für ein Mann, von dem ihr da sprecht?

Zweiter Albanier. Nun lieber Herr, das ist ein ganz eigner Mann; wir nennen ihn so nach unserm einfältigen Verstande einen Hexenmeister.

Kingson. Wo ist er denn hergekommen, und wie heißt er?

Zweiter Albanier. Er heißt Angelion, aber wo er hergekommen ist, das wissen wir nicht; er ist schon lange hier, und hat eine Tochter, auch für gewöhnlich einen alten Mann bey sich.

Kingson. Wißt ihr weiter nichts von ihm?

Zweiter Albanier. Nicht viel mehr.

Am

Am Tage läßt er sich fast gar nicht sehen, aber in der Nacht im Mondschein geht er herum, und hat noch andere Personen bey sich, von denen wir nicht wissen, wo sie herkommen. Ich habe anfangs einmal mit ihm gesprochen, und er mag wohl ein sehr kluger Mann seyn; aber ich denke mir, wer solche Gehülfen hat, wie er, der kann wohl klug seyn.

Kingson. Wo wohnt er denn?

Zweiter Albanier. Gar nicht weit von hier. Er hat sich da ein groß Stük wüstes Land gekauft, und mitten darauf ein Haus gebaut, ein recht seltsames, zauberhaftes Haus.

Kingson. Den Mann muß ich kennen lernen!

(Macduf und alle Albanier stoßen einen Schrei des Entsetzens aus.)

Kingson. Warum wundert ihr euch Kinder? Wir müssen doch erfahren, wer der Mann ist.

Dritter Albanier. Nein lieber Herr dazu rathe ich Ihnen nicht. Sehen Sie, ich habe einen Bruder, der fürchtet sich vor

dem Teufel nicht, der wollte das auch wissen; aber lieber Herr, es ist ihm nicht gut bekommen.

Kingson. Nun was ist ihm denn wiederfahren?

Dritter Albanier. Mein Bruder hat Muth, wie ein Löwe, der ist bey ihm gewesen; in seinem Hause nicht, aber in einer Höhle nicht weit vom Meer, wo er sich oft ganze Tage aufhält. Da sieht ihn mein Bruder hineingehen, und will doch gerne wissen, was er darin macht. Er faßt also Muth, und geht ihm nach. Zuerst kömmt er in einen schmalen dunkeln Gang zwischen lauter Felsen. Er läßt sich nicht abschrekken, und geht vorwärts, der Gang wird etwas weiter, und endlich merkt er von weitem Licht. Er geht darauf zu, und denken Sie sich, da sieht er den Hexenmeister unter lauter Geistern, die rings um ihn herumstehen. Kaum hat er das einen Augenblik angesehen, da wirft ihn ein Donnerschlag zu Boden, und er ist wie todt. Als er wieder zu sich selbst kömmt, da liegt er vor der Höhle, und kann kaum

zu Hause gehen. Lieber Herr, mein Bruder ist lange krank gewesen, und hat sich noch nicht recht erholt. Die Leute hier können es bezeugen, daß alles wahr ist, was ich sage.

Die andern Albanier. Ja, Herr, es ist alles wahr.

Dritter Albanier. Darum rathe ich Ihnen, bleiben Sie weg von dem Mann!

Kingson. Laßt mich nur, ich werde mich schon in Acht nehmen. (Beiseite) Den Mann muß ich kennen lernen! Die Menschen sind theuer in diesem Lande, der Zauberer Angelion muß einer seyn, daß er so verschrien ist. (laut) Seht Kinder, ich habe schon lange gewünscht, Geister zu sehen; bey dieser Gelegenheit könnte ich dazu gelangen. Ist nicht einer unter euch, der mir den Weg zu seiner Wohnung zeigen will?

(Die Albanier sehen sich bestürzt einander an. Macduf tritt zu Kingson, und sagt halb sachte und vertraulich mit weinerlicher Stimme.)

Macduf. Bester gnädiger Herr: ich bitte Sie um alles in der Welt, lassen Sie sich mit dem Hexenmeister nicht ein! Sie

wissen nicht, was es damit auf sich hat! Ich habe es von meiner Großmutter; ja bester Herr meine Großmutter hat es tausendmal gesagt, solche Leute können sich in einen Wolf verwandeln, das nennen sie einen Wehrwolf, und denn zerreißen sie alles; sehen Sie, da ist der Teufel mit im Spiel, der zwickt die Menschen jämmerlich, ach das Gott erbarm, und zerpflükt sie mit seinen Klauen, und hängt die Gedärme umher.

Kingson. (mit ernsthaften Mine.) Ich werde dennoch hingehen, und du mußt mit mir!

Macduf. (in der größten Angst und mit heulender Stimme) Ach um Gottes willen, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Ich kann nicht, bester gnädiger Herr, ich kann keinen Fuß rühren, ich habe das Podagra, ich habe die Gicht, ach, ich habe das Zipperlein. (hält sich einen Fuß.

Kingson. Du mußt dennoch mit, ich werde dich hintragen lassen.

Macduf. (fällt auf die Knie) Jesus, Maria, Joseph, und alle Heiligen, und ihr eilftausend Jungfrauen, steht mir bei, steht mir

in dieser Todesangst bei! Ich bin behext, ich bin todt, der Teufel hat mich in seinen Klauen; rettet, rettet mich! (Sinkt mit dem Kopf auf die Erde. Dann springt er schnell wieder auf, läuft an den Tisch, bringt eine Bürste und bürstet während der folgenden Worte den Rock und Hut seines Herrn.) Aber nein, das haben wir nicht zusammen ausgemacht! Ich will Ihnen die Kleider ausbürsten, und die Stiefeln putzen, ich will Sie sagen, und Sie sollen mich duzen, will schniegeln und bügeln, mich lassen zerprügeln, will rennen und laufen, und nie mich besaufen; aber zu jedem Hexenmeister mitzugehen, das ist meines Amts nicht, das werde ich wohl bleiben lassen!

Kingson. (lächelnd) Nun Macduf, gieb dich nur zufrieden. Ich wollte nur deinen Muth erforschen, weil du vorher so tapfer gegen die Hirsche gewesen bist. Ich dachte, du würdest dich vor Geistern auch nicht fürchten. Aber wenn du nicht mit mir willst, so bleibe immerhin hier; ich werde allein gehen.

Macduf. (beiseite) Ah, ich athme wieder

 frische

frische Luft, ich lebe wieder auf; Gicht und Zipperlein sind weg.

Kingson. (zu den Albaniern) Nun ist einer unter euch, Kinder, der mir den Weg zeigen will?

Alle. Nein, lieber Herr, das thun wir nicht.

Kingson. (Nimmt ein Stück Geld aus seinem Beutel und hält es in die Höhe) Wer mir den Weg zeigt, der bekömmt dies Geld.

Alle. Ich, ich, ich! (sie strekken die Hand darnach aus, und der vierte Albanier bekömmt es.)

Vierter Albanier. Ich will Ihnen den Weg weisen, aber weiter als bis an die Grenze gehe ich nicht mit.

Kingson. Nun so komm! (gehen beide ab.)

Neunter Auftritt.

Macduf. Drei Albanier.

Macduf. Das wird eine schöne Geschichte werden! Ach mein armer Herr! den bekömmt gewiß der böse Feind in seine Klauen. Gott sei ewig gedankt, daß ich nicht mitgegangen bin! Ei Macduf ist klüger als

sein

sein Herr, tausendmal klüger! der läßt sich mit dem Hexenvolk, mit dem Teufels-Gesindel nicht ein! Gehorsamer, ganz gehorsamer Diener! Ich will mich nicht krumm und lahm hexen lassen, ich will nicht von einem Wehrwolf gespeist seyn! Herr Angelion mag sich einen andern Braten schießen. Aber mein armer Herr wird wohl in die Schlingen des Teufels fallen, das Lamm geht selbst zur Schlachtbank, der Braten steckt sich selbst an den Spieß.

Dritter Albanier. Ja, so ganz gut möchte er wohl nicht davon kommen; mein armer Bruder hat es erfahren. Ich mag das Abendbrodt nicht mit ihm theilen.

Die Uebrigen. Ich auch nicht, ich auch nicht.

Dritter Albanier. Aber sage uns nur, wer ist denn dein Herr?

Macduf. Das will ich euch im Vertrauen sagen: er ist ein Prinz; ja, wie gesagt, ein Sohn des Kaisers von Fetz Marokko.

(Die Albanier sehen einander voll Verwunderung an.)

Zweiter Albanier. Aber warum geht er denn so zu Fuß?

Macduf. Das ist so eine Grille von ihm. O wenn er wollte, er könnte funfzig Kamele, und hundert Elephanten, und zweyhundert Maulesel bey sich haben, ja solche Maulesel, (weist auf die Albanier) ich meine, so groß; aber die Engländer, (räuspert sich) die Fetzmarokkaner wollte ich sagen, lieben das zu Fußgehen. Er macht so einen Spaziergang durch Griechenland, und ich gehe ihm zu Gefallen mit; denn seht, wenn er Kaiser wird, so hat er mir versprochen, soll ich sein erster Minister werden. Aber ach du lieber Gott, das wird nun wohl nicht geschehen, da er unter das Hexenvolk gerathen ist. Ach wenn das der alte Mylord — hm — der Kaiser von Fetz Marokko wüßte, seht er schikte hundert tausend Mann her, ihn zu befreien, und ließ den Hexenmeister auf dem Rost braten. Wo er jezt wohl seyn mag, ob er schon bey dem Teufelsbanner ist?

Erster Albanier. Das können wir erfahren. Ich weiß einen Hügel, wo man das

ganze Feld, und das Haus des Hexenmeisters übersehen kann. Kommt mit mir! da können wir alles bemerken, was vorgeht.

Die andern Albanier. Ja, das wollen wir. (gehen ab.)

Macduf. Wenn mir hier allein nicht graute, ich gienge nicht mit! (ab.)

Zehnter Auftritt.

(Eine ländliche Gegend. Man erblikt im Hintergrunde ein Haus voll Hieroglyphen. Oben auf demselben steht ein Obelisk. Es hat zwey schwarze Flügelthore mit weißen Zauberfiguren bemahlt, und überhaupt ein ungewöhnliches Ansehen. An beiden Seiten der Thüren liegen zwei Sphinxe. Vor dem Hause ist ein Vorhof durch ein Gitter verschlossen. An dem Thor desselben hängt eine Tafel mit den Worten; ʽΕΚΑΣ ΕΣΤΕ ΒΕΒΗΛΟΙ! Man hört hinter dem Theater eine Stimme: „Weiter lieber Herr kann ich nun nicht mitgehen, und wenn Sie mir ein Königreich schenken wollten. Sehen Sie, da ist das Haus.“ Kingson antwortet hinter der Scene; „Nun so geh, und bringe dies an Macduf, und sage ihm, er solle in eurem Dorfe bleiben, bis ich zurückkäme.“ Nach einer Weile tritt er auf, und betrachtet das Haus!)

Kingson. Warlich ein seltsames Gebäude! Wenn der Bewohner so seltsam ist, wie das Haus, so werde ich einen ganz neuen Menschen kennen lernen. Aber was steht denn da geschrieben? Ἑκας ἐστε βεβηλοι! Flieht, ihr Ungeweihten! Das ist feierlich! Mir wird wirklich etwas wunderbar zu Muth. Was ist das Kingson? Fasse dich! Es können doch nur Menschen hier wohnen, und wenn es andere Menschen sind, wie ich, desto besser! Da sieht man einmal etwas Neues. Das Alte macht so am Ende Langeweile. Und wie lange habe ich nicht nach dem Geheimnißvollen gedürstet! Hier ist Fülle davon. (tritt einige Schritte näher, und steht dann wieder still.) Was pocht denn so in mir? Hätte ich mich doch nie für so furchtsam gehalten. Aber soll ich zurükgehen, soll ich mich zum Gelächter machen, wie Macduf? Nein das geschieht ewig nicht. (Er öffnet das Gitterthor, und tritt in den Vorhof. Kaum ist dies geschehen, als man einen ungewöhnlichen Ton hört, etwa wie ein scharfes Pfeifen des Windes. Kingson stößt einen Schrei aus, und fällt zu Boden; hierauf folgt ein star-

ker

ker Schlag, wie ein Donnerschlag. Dann wird alles still. Nach einer Weile regt sich Kingson wieder, und aus dem Innersten des Hauses schallt feierlich eine Stimme: Jüngling verschmähe die Warnung nicht! Kingson steht wieder auf.) Das war überstanden; aber seltsam. mehr als seltsam. Was soll ich beginnen? Soll ich zurükweichen? Die Enthüllung aufgeben, der ich so nahe bin? Muth, Muth, Kingson! (Er tritt wieder der Hausthür einige Schritt näher. Die vorige Scene ereignet sich noch einmal, nur ist der schneidende Ton stärker, Kingson stößt einen stärkern Schrei aus, stürzt mit mehr Gewalt zu Boden, und der Schlag schallt lauter. Als Kingson nach einer Weile wieder aufgestanden ist hört man die vorige Stimme von neuem: Jüngling verschmähe die zweite Warnung nicht! Kingson spricht etwas erschrocken:) Gott was ist das? Welche Wesen höherer Art hausen in dieser Wohnung? Welche unsichtbare Gewalt schmettert mich zu Boden? Hat die Allmacht ihren Sitz in dieser Behausung aufgeschlagen? Hier ist mehr als menschliche Kraft. Ich muß, ich muß das Geheimniß wissen. (Er tritt den Flügelthoren näher. Beide springen auf, ohne daß er sie berührt hat, und ein

schreckliches Feuer lodert auf. Einige Drachen speien Flammen aus. Als das Feuer verlöscht, erblickt man ein Gemach überall schwarz ausgeschlagen, mit schneeweißen seltsamen Figuren, Kingson tritt hinein, und aus einer Neben-Thüre kömmt eilend Angelion in einem weißen Zauberkleide heraus. Sonne, Mond und Sterne sind auf seinem Gewande, auf seinem Haupte eine große Mütze mit einem Regenbogen, und sein ganzer Anzug so seltsam wie möglich.)

Eilfter Auftritt.

Kingson. Angelion.

Angelion. (mit drohender Stimme) Wer bist du Verwegener, der du es wagst in eine Behausung einzudringen, in die keines Sterblichen Fuß eindringen soll?

Kingson. Ich bin ein Engländer, und kam, dich kennen zu lernen.

Angelion. Tollkühner! Menschen kennen lernen ist schwer! Du bist zu jung dazu. Entferne dich Unglüklicher, wenn dir dein Leben theuer ist. Menschen kennen lernen ist schwer!

Kingson. Nicht immer. Oft liegt ihre Seele auf der Oberfläche.

Angelion. Bei mir nicht. (Er zieht einen Dolch hervor, und holt drohend nach der Brust des Engländers aus.) Entferne dich Elender, wenn du deine Kühnheit nicht mit deinem Blute bezahlen willst!

Kingson. (Die Brust darbietend) Stoß zu Alter, wenn du einen Mord mit ins Grab nehmen willst! Dies Eisen schrekt mich nicht; es befördert mich zu einem höhern Posten.

Angelion. (macht die Pantonime, als wollte er zustoßen. Kingson steht unerschüttert da. Angelion stekt den Dolch wieder ein, und sagt mit milderer Stimme:) Kühner, kühner Jüngling, was bewegt dich, den Tod mit kaltem Blut zu verachten, was bewegt dich, troz allen Schrekken, in meine Behausung einzudringen?

Kingson. Die Menschen sind theuer in diesem Lande; man erkauft sie selbst mit Gefahr seines Lebens nicht zu hoch.

Angelion. Aber was suchst du hier in dieser Einsamkeit, die keines Sterblichen Fuß betritt?

Kingson. Ich wollte den Zauberer Angelion kennen lernen.

Angelion. Du begehrst viel, begehrst, was noch keinem in diesem ganzen Lande wurde; und womit verdienst du es?

Kingson. Lerne mich kennen, und prüfe, ob ichs verdiene!

Angelion. Gut, der Versuch sey gemacht! Du hast die ersten Proben als Held überstanden, vielleicht bist du stark genug für die letzten. Bleibe bei mir! Sei der Genosse meines Lebens, meiner Freuden; aber wisse, junger Mann, daß diese Erlaubniß theuer ist. Schwer ist der Eintritt in dies Haus, unendlich schwerer das Bleiben darinnen! Deine erste Probe war, ob du dem Tode auf Augenblikke trotzen kannst, die lezte ist, ob du ihm auf immer zu trotzen vermagst. Du mußt unter dem hängenden Schwerdt an der Tafel zu schwelgen verstehen, wenn dir wohl in meiner Behausung seyn soll; du mußt den Tod gleich einem Morgenschlummer achten, wenn du Frieden darinn finden willst? . . . Bleibst du noch?

Kingson. Ich bleibe!

Angelion. Nun so sey mir willkommen!

(reicht ihm die Hand.) Dione, Flotho, kommt herbei, und begrüßt euren neuen Genossen!

Zwölfter Auftritt.

Dione, eine blendende Schönheit. Flotho, ein alter Mann. Kingson. Angelion.

Angelion. Das ist meine Tochter, jenes mein Freund. Und dies hier (auf Kingson weisend) ist ein neuer Bewohner dieser Einsamkeit. Nehmt ihn auf, als euren Bruder, gießt alle Freuden über ihn aus, die unsere Behausung hat!

(Dione legt die Hand an den Mund, hernach an die Stirn, und verneigt sich stumm gegen Kingson. Flotho reicht ihm die Hand, unterdeß fällt der Vorhang vor dem Hintergrunde.)

Dreyzehnter Auftritt.

(Voriges Zimmer im Wirthshause. Macduf kömmt zurük)

Macduf. Nun haben sie ihn in ihren Klauen, die Teufelsbanner, das Hexenvolk, das Zaubergesindel. (weinerlich) Was sie wohl mit dem armen Herrn anfangen! Zweimahl stürzte er vor der Thür schon zu Boden; es

war jämmerlich anzusehen; und nun ist der arme Macduf hier ganz allein. Was soll ich noch anfangen! Ha, da kömmt Gesellschaft.

Vierzehnter Auftritt.

Die drei Albanierinnen. Macduf.

Macduf. Willkommen meine Schönen! lebten wir noch in den heidnischen Zeiten, so dächte ich, die drei Grazien kämen zu mir. Woher des Landes?

Theodora. Unser Vater schickt uns her, wir sollten uns noch einmal recht schön bedanken, für das kostbare Stück Geld, und ich soll Ihnen noch einige Früchte bringen. (überreicht ihm eine Schüssel mit Früchten.)

Macduf. Danke dir mein schönes Kind. Du bist selbst eine Frucht, von der ich kosten möchte. (fängt an, sie liebzukosen. Sie beugt sich zurück.)

Theodora. Nein ich lasse mich nicht essen. Aber wo ist denn der andere Herr?

Macduf. Der ist ausgegangen.

Jessa. Unser Vater möchte gern wissen, wer die fremden Herrn sind, und wo sie herkommen.

Macduf. (faßt sie bei der Hand) Das will ich dir sagen mein schönes Mädchen: (sachte zu ihr) ich bin der Sohn des Königs vom Lande Lissabon, worin Portugall die Hauptstadt ist; der andere aber ist mein Bedienter. Sieh liebes Kind, ich hörte, daß in Griechenland solche schöne Mädchen wären; da bin ich hergekommen, mir eine Frau auszusuchen. Du gefällst mir, kleiner Engel; wenn du mich lieb haben willst, so will ich dich mitnehmen, und zu einer Prinzessin machen.

Jessa. Ach — wenn Sie ein so vornehmer Herr sind, da werden Sie ein so schlechtes Mädchen nicht heirathen.

Macduf. Du kannst dich darauf verlassen. Ich habe in meinem Leben noch nicht gelogen. Auch sehe ich nicht auf Stand und Reichthum, sondern blos auf Schönheit. Kurz ich will dich haben, hier hast du meine Hand darauf. (Sie giebt verschämt die Hand hin.)

Thamar. (tritt nahe vor Macduf hin und besieht ihn.) Ich möchte den andern Herrn auch wohl sehen; (sie fängt an, an Macdufs Haar zu spie-

len) ist der auch so hübsch, so schön weiß und roth, wie Sie sind?

Macduf. Nein, so hübsch ist er nicht! Auch lange so schön nicht wie du. Komm doch her kleiner reizender Engel, und laß dich beschauen. (Führt auch diese auf die Seite) O du bist ja ein allerliebstes Kind! Sage mir, hast du schon einen Bräutigam?

Thamar. (verschämt) Nein, ich habe keinen.

Macduf. Höre, willst du mich dazu annehmen? Ich bin der Prinz von Portokarero, wenn mein Vater stirbt, so will ich dich zur Königin machen.

Thamar. O das Glück wäre zu groß für mich!

Macduf. Keinesweges. Ich bin großmüthig, und ich schwöre dir bei meiner Prinzenehre, ich will dich heirathen!

Theodora. Aber sage uns doch, wo ist denn der andere Herr hingegangen? Ich wollte mich doch auch gern bei ihm bedanken.

Macduf. (Geht zu ihr, und faßt sie bei der Hand) Den habe ich fortgeschickt, mein schö-

nes

nes Mädchen. Ihr wißt, da wohnt nicht weit von hier ein Hexenmeister, mit Namen Angelion, da habe ich ihn hingeschickt, um zu sehen, was es mit dem Hexenvolk für eine Bewandniß hat.

Theodora. Ach der arme Herr, da wirds ihm übel ergehen!

Macduf. Nicht doch mein Kind! Sieh wenn ich merke, daß sie ihm was zu leide thun, so komme ich ihm zu Hülfe. Ich will die Teufelsbanner schon zu Paaren treiben, denn ich habe Muth wie ein Löwe, und vorzüglich wenn ich für eine Jungfrau kämpfe. Sieh, in meinem Lande ist es so Mode; wenn da irgend ein Ritter ein Mädchen hat, so zieht er aus Liebe zu ihr in der Irre herum, und bekämpft Drachen, und Basilisken, und Riesen, und allerhand Hexengesindel. Darum bin auch ich ausgezogen! Aber unterdeß ist meine Geliebte gestorben, und ich will mir eine andere aussuchen. Höre, mein Schätzchen, willst du es werden, so will ich erst alle Ungeheuer von Griechenland erle-

gen, und dich dann heirathen. (will sie küssen, sie beugt sich zurük.)

Theodora. Ich muß erst meinen Vater fragen.

Macduf. Deinen Vater will ich nicht heirathen, dich will ich haben, Mädchen! Schlag ein! Es soll dich nicht gereuen. (nimmt ihre Hand halb mit Gewalt. Sie zieht sie zurük.)

Theodora. Aber wir müssen fort, unser Vater wartet auf uns. Kommt Schwestern, kommt (sie fassen sich an und verneigen sich) Gott befohlen lieber Herr!

Macduf. Entbietet eurem Vater meinen Gruß, und sagt ihm, ich sey ihm in Gnaden gewogen!

Zweiten Acts zehnter Auftritt.

(Zimmer in Angelions Hause. Man sieht Zauberfiguren an den Wänden. Kingson allein. Geht unruhig auf und ab.)

Kingson. Sonderbar! Mehr als sonderbar! So etwas steht noch auf keinem Blatte meines Lebenslaufes. Bin ich unter Engeln oder Bösewichtern? Selbst das nicht

erfor-

erforschen zu können, das ist doch seltsam! Aber nein! es ist unmöglich! Angelions Edelmuth, Dionens Unschuld und Natur, und Flothos Redlichkeit, nein das kann keine Larve seyn. Und dennoch, ich darf es mir nicht verhehlen, dennoch hätte auch der Entfernteste vom Argwohn hinlängliche Gründe dazu. Sah ich ihn nicht diese Nacht noch, wie er mit andern Gehülfen, von denen ich nichts weiß, im Felde herumirrte. Ich kannte ihn zu gut, er war es selbst. Was treibt er in mitternächtlichen Stunden, wenn die ganze Natur ruht? Das Gute braucht die Nacht nicht mit ihrem geheimnißvollen Schleier zu bedekken; ist es unrecht wenn ich Böses ahnde, bey allem Anschein von Tugend Böses ahnde? Denn warum hängt über alle seine Geschäfte eine so schwarze Hülle? Warum ist sein Zimmer auf immer für mich verschlossen? Warum schallt seltsames Getöse daraus hervor? O Licht, Licht in dieser Finsterniß! Ich wandle auf Blumen, es ist wahr, aber lauscht keine Schlange unter den süßen Düften?

Eilfter Auftritt.

Angelion. Kingson.

Angelion. Nun Kingson, hast du vergessen, warum du zu mir gekommen bist?

Kingson. Ich habe es keine Stunde, keinen Augenblik vergessen.

Angelion. Dennoch hast du mich nicht erinnert.

Kingson. Ich wußte ja, daß du es auch nicht vergessen würdest.

Angelion. Du wolltest den Zauberer Angelion kennen lernen; willst du dies noch?

Kingson. Es war die einzige Absicht, warum ich kam, ich habe es seit meinem Hierseyn schon tausendmahl gewünscht.

Angelion. Gut, so mache dich zu einer kleinen Wanderung bereit.

Kingson. (Nähert sich ihm) Ich bin bereit, jeden Augenblik bereit!

Angelion. Nun so komm, ein Geheimniß zu erforschen, das die Folter mir vergebens abzwänge. (Nimmt ihn bei der Hand, und beide gehen ab.)

Zwölf-

Zwölfter Auftritt.

Dione, Flotho. (treten nach einer Weile auf.)

Dione. Sie sind fort. Der Augenblik, den ich gewünscht habe, ist da, aber seitdem er da ist, wird mir unbeschreiblich lange.

Flotho. Warum denn Dione?

Dione. Das kann ich dir nicht sagen; aber mein Herz pocht wie es noch nie gepocht hat.

Flotho. Das ist sonderbar. Kannst du denn gar nicht errathen, wovon diese Angst kömmt.

Dione. Nein ich weiß die Ursache nicht recht, aber so viel spühre ich wohl, daß sie den Fremdling betrift. Sage mir, wird er noch da seyn, wenn er unser Geheimniß erforscht hat?

Flotho. Ich zweifle. Es ist kein Geheimniß für die Kraft eines Jünglings. Die Last wird ihn zu Boden drükken.

Dione. O Gott! Das glaube ich ist es eben, was mich so beängstigt. Sieh, wenn ich den Gedanken denke, daß der Fremdling

nicht

nicht mehr da seyn wird, so überfällt mich ein banger Schauder nach dem andern.

Flotho. Du bist doch vergnügt gewesen, ehe er zu uns kam.

Dione. Das war ich, aber ewig kann ich es nicht wieder seyn, wenn er fort ist. Ich vermag dir meine Empfindung nicht zu erklären; sie ist entsezlich. Seitdem der Fremdling mit meinem Vater ging, ist es, als läge die Welt auf mir. Der Augenblik der Entscheidung, schwebt, wie eine schwangere Donnerwolke über meinem Haupte. O Gott lenke sein Herz, und laß ihn die Schrekken des Todes überwinden. (geht voll Angst und Aechzen herum, und ringt die Hände.)

Flotho. Um Gotteswillen, was ist dir Dione? So habe ich dich noch nie gesehen.

Dione. So war ich noch nie! Laut, wie das Herz einer Verbrecherin, die vor dem Hochgerichte steht, klopft mein Herz. Sieh, ich liebe meinen Vater unaussprechlich, und geriethe in schwarze Verzweiflung, wenn er stürbe, aber ich kann den Gedanken seines Todes dennoch eher ertragen, als den, daß der

der Fremdling nicht zu uns zurükkehrt! (Geht wieder mit Aechzen und Händeringen umher.)

Flotho. Arme Dione! dir ist nicht wohl. Komm mit ins Freie, da wird dir besser werden! (führet sie weg.)

Dreizehnter Auftritt.

(Die Scene stellt öde Felsen vor. In die Felsen geht ein schmaler Weg hinein. Man sieht alles nur bey sparsamer Erleuchtung.)

Kingson und Angelion treten auf.

Angelion. Der Augenblik der Entscheidung ist da. In wenigen Minuten wird der Wunsch erfüllt seyn, dem du selbst mit Aufopferung deines Lebens nachtrachtest, in einigen Minuten wirst du den Zauberer Angelion kennen. Aber verweile noch einige Augenblikke allein. Ich kehre bald zurük. (Geht in den Gang des Felsens hinein.)

Vierzehnter Auftritt.

Kingson (spricht langsam.)

Feierlich, sehr feierlich! Von Jugend auf trachtete ich dem Geheimnißvollen nach, jezt könnte ich ahnden, daß ich es zu weit ver-

folgt hätte. Wäre mir der Tod nicht gleichgültig, dieser Augenblik würde mir schreklich seyn. Denn was kann hier im Hinterhalt lauern. Das Gute verstekt sich nicht in Felsklüfte. Aber ich bin zu weit, um zurük zu treten, ich will vollenden, was ich begann.

Funfzehnter Auftritt.

(Angelion kömmt mit einer Fakkel zurück. Kingson.)

Angelion. Folge mir nach, folge dem Schein der Fackel, bis sie verlöscht.

Kinson. Ich folge, (sie gehen beide in den engen Felsgang hinein, und der Schimmer der Fakkel verliehrt sich. Nach einer Weile hört man denselben scharfen und pfeifenden Ton, den man bemerkte als Kingson zuerst vor Angelions Wohnung war. Ein Schrei schallt darauf, und hernach ein Donnerschlag. Bald darauf reißen die Felsen sich aus einander, und machen das Innerste derselben sichtbar.)

Sechzehnter Auftritt.

(Man erblickt Kingson und Angelion in einem Felsgewölbe. Rings umher an den Wänden stehen Bildsäulen so schön und reizend, wie die Kunst sie zu bilden vermag. Von oben hängt eine antike Lampe herunter, die nach allen Seiten zu Röhren und bren-

nende Tochte hat. Die Erleuchtung ist äußerst stark. Kingson schaut voll Staunen um sich her.)

Kingson. Wo bin ich, was ist dies hier, Angelion wo bin ich?

Angelion. Dem Orte nach bist du in einem Felsen, der Zeit nach zwei Jahrtausende zurück in die Vorwelt versetzt.

Kingson. In die Vorwelt? Ich fasse dich nicht. O Angelion minder räthselhaft in diesem heiligen, in diesem feierlichen Augenblick!

Angelion. (mit der höchsten Würde) Höre Jüngling! Was in diesem engen Fels hier zusammengedrängt ist, das hat die übrige weite Welt nicht mehr aufzuweisen. Du erblickst hier die Schöpfungen des Phidias, des Lysippus, des Alkamenes, die Schöpfungen des Praxiteles und Scopas; du stehst unter Werken, die vor zwei Jahrtausenden, als die Kunst auf ihrer himmlischen Höhe stand, geschaffen wurden.

Kingson. Ist es möglich? Ist es Traum oder Wirklichkeit, was mich umgiebt?

An-

Angelion. Es ist möglich, es ist wirklich! Ich habe diese Werke aus dem Schutt und den Trümmern, unter welche die Barbarei der Menschen sie begrub, hervorgezogen; siehe dies ist der Zauberer Angelion! Ich habe Schlafende vom Tode erwekt, ich habe Götter und Helden, die seit Jahrhunderten im Grabe lagen, ins Leben zurükgerufen; siehe, das sind meine Zaubereien!

Kingson. Aber wie konntest du? Wo waren sie? Noch ist alles Finsterniß um mich her.

Angelion. Höre mich Jüngling, und es wird dir licht werden. Die Erde, auf welcher wir dort in jener Ebne wohnen, ist rings umher heilig; es ist der Hayn Altis bei Olympia, in welchem einst Tempel der Götter, und Denkmähler, und unzählige Bildsäulen standen. Viele sind hinweggeführt, viele vernichtet, aber viele hat ein wohlthätiges Grab von Schutt und Trümmern geborgen. Ich öffne die Gräber in mitternächtlicher Stunde, und bereite die neue Auferstehung mit meinen Gehülfen.

Kingson. O seliger, o heiliger Augenblik, in welchem dies göttliche Geheimniß mir enthüllt wird. Angelion herrlicher Mann! Du hast mich auf einem dunkeln Pfade in ein Paradies geführt. In diesem Felsen ist der Himmel der Griechen. (Nähert sich den Bildsäulen, und betrachtet sie) göttlich, herrlich!

Angelion. (in Begeisterung) Schweig Jüngling! du fühlst nicht, was du fühlen sollst, kannst es nicht fühlen! Stilles Anschaun ist alles, was du darfst! Willst du eine Schöpfung erkennen, die so eben erst vor deinen Blikken aufsteigt? Die Seele des Menschen ist schwer zu erforschen, die Seele der Bildsäulen noch schwerer. Willst du die übermenschliche Würde dieses Jupiters, die göttliche Hoheit dieser Juno, die unaussprechliche Anmuth dieser Grazien, die Kraft dieser Sieger in einem Augenblikke verstehen lernen? Schweig und bete an! wenn du es vermagst!

Siehe! seit Jahren verlebe ich meine seligsten Stunden, in diesem unterirrdischen Gewölbe, seit Jahren schaue ich voll Entzükken, voll tiefem Forschen an, und noch immer fas-

se ich die Schöpfer dieser erhabenen Werke nicht ganz.

Kingson. Ich fasse sie vielleicht noch minder, aber das schwöre ich dir bei Gott, was ich in diesem feierlichen Augenblik, bei dieser süßen Ueberraschung fühle, das fühlte ich noch nie. Im Elysium könnte ich der Wonne nicht mehr empfinden.

Angelion. So wollte ich dich Jüngling, so bist du meines Geheimnisses werth. Siehe, diese Werke machen auch die Wonne meines Lebens; um ihrentwillen nur bin ich hier. Ich bin gesandt . . . Aber du wolltest ja nur den Zauberer Angelion kennen lernen. Du weißt nun, wer ich bin. Willst du mein Gefährte seyn? Willst du mit mir Todte erwekken, die Kraft zur Unsterblichkeit in sich haben?

Kingson. Ich will es, es soll die Seligkeit meines Lebens seyn!

Angelion. Versprich nichts zu früh, junger Mann! Ich gebe dir dein Wort noch zurük. Du hast nur die Lichtseite des Gemähldes gesehen, den Schatten noch nicht.

Wisse,

Wisse, über diesem Gewölbe schwebt der Engel des Todes, bereit, in jedem Augenblik sein Opfer zu treffen. Wir sind in einem Lande, das von den Söhnen der Barbarei beherrscht wird. Sie treten die Menschheit, sie treten die Freundin derselben: die Kunst, mit Füßen. Todesstrafe wartet auf den, der Gott nachahmen, der Geschöpfe, wie er, bilden will. Dies entartete Volk hält die Uebung der Kunst für Entweihung der Gottheit. Dennoch ist ihm jeder Stein des Alterthums aus Neid und Gewinnsucht theuer, und martervoll ist die Todesstrafe dessen, der etwas davon entwendet. Unentfliehbar bin ich ihr Preis gegeben, wenn man nur ahndet, daß ich das Kostbarste, was in diesem weiten Lande ist, in mein Vaterland sende. Sieh, dies ist das hangende Schwerdt über der Tafel der Freude, dies der Todesengel über diesem Gewölbe. Tod wartet auch deiner, wenn du mein Gehülfe wirst! Willst du es noch seyn?

Kingson. Ich will es! dein Vaterland

ist vielleicht auch das meine! ich habe sterben dafür gelernt!

Angelion. (fällt ihm um den Hals) Nun so komm in meine Arme, heldenmüthiger Jüngling! Sei eingeweiht zu meinem Freunde, zu meinem Gehülfen, zu meinem Gefährten im Tode! Und hier nimm die Besieglung davon! (zieht eine Kapsel hervor, und nimmt einen Ring daraus) Nimm diesen Ring! Sieh den Kopf Socrates, des Mutius Scaevola, des Cato, des Brutus sind darauf in idealischem Stil eingegraben. Er wird dich ohne Schmach sterben lehren. Nimm ihn, und schwöre mir, daß du ihn nie von dir lassen, daß du ihn unabänderlich auf deinem Herzen tragen willst!

Kingson. (hebt drei Finger auf) Ich schwöre Angelion, zu thun, was du verlangst.

Angelion. Begehrst du jezt noch etwas zu wissen, so frage.

Kingson. Ich habe der Fragen viel, aber nur wenige will ich thun. Man hält dich für einen Zauberer, woher kömmt dieser Ruf?

Angelion. Er ist von selbst entstanden, und ich habe ihn nicht verhindert, vielmehr befördere ich ihn. Ein Albanier wollte einst in meine Höhle eindringen. Ich hatte seine Nähe bemerkt, und war darauf gefaßt. Als er herein trat, warf ich ihn mit einer Kraft zu Boden, die Franklin vor einem halben Jahrhundert, gleich einem zweiten Prometheus, dem Himmel stahl, die Bildsäulen hier hielt der Nomade für Geister. Seit der Zeit ist mein Ruf als Zauberer befestigt, und er befreit mich von überlästigem Zulauf; er ist meine Sicherheit. Vor diesem Felsen, und rings um meine Wohnung her lagert sich ein Gewitter, wovon auch du das Daseyn empfandst. Du kennst alle Mittel, wodurch ich die Sterblichen von meiner Wohnung zurük zu scheuchen vermag.

Kingson. Wohl kenne ich sie! sie sind meine Prüfung gewesen; aber weiter: du bist oft in einem verschlossenen Gemache, aus welchem Töne und Geräusch hervorschallen; darf ich erfahren, warum?

Angelion. Ich bin ein Bildhauer, dort ist meine Werkstatt.

Kingson. Aber was bedeuten die Hieroglyphen an deinem Hause?

Angelion. Sie sind mein Lebenslauf.

Kingson. Hast du außer Flotho noch Gefährten in deinem Geschäft?

Angelion. Ich habe sie, aber sie kommen nur selten, und betreten nie meine Wohnung.

Kingson. Ich weiß genug Angelion! Auch ich werde von nun an dein Gefährte seyn.

Des zweyten Acts sieben und zwanzigster Auftritt.

Die vier Albanier.

Dritter Albanier. Habt ihr das Gespenst gesehen? Da stands!

Vierter Albanier. Habt ihrs gesehen, daß hernach ein paar Teufel kamen, und es holten?

Vierter Albanier. 'Ja freilich haben wirs

wirs gesehen; ein paar schwarze Teufel, Gott sey bei uns! (macht Kreuze vor sich.)

Zweiter Albanier. Kinder, ich glaube nicht leicht an so etwas, aber dies kömmt mir denn doch bedenklich vor.

Dritter Albanier. Ja wahrhaftig, das ist wohl bedenklich genug. Mir zittern alle Glieder. Hier haben sie es ausgegraben.

Erster Albanier. Dazu können wir nicht schweigen, Kinder! Die Teufelsbanner behexen sonst die ganze Gegend. Das müssen wir unsern Priestern sagen.

Die Uebrigen. Ja, das müssen wir unsern Priestern sagen.

Erster Albanier. Kommt, mir wird hier ganz schauderhaft!

Die Uebrigen. Mir auch, mir auch! (laufen alle mit Angst fort.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Die drei Albanierinnen in ihrem Zimmer.

Theodora. Der hat uns recht angeführt, Schwestern! Wir sind rechte Thörinnen!

Jessa. Wie so denn Theodora?

Theodora. Wißt ihr wer der Riese gewesen ist?

Jessa. Nun wer denn?

Theodora. Das ist er selbst gewesen! Seht, da hat er eine lange Stange genommen, und oben einen Kopf darauf gestekt, und einen langen Mantel herunter hängen lassen, und sich darunter gestellt. Mein Vater hat alles mit angesehen. Ich will euch weisen wie ers gemacht hat. (Sie nimmt eine Stange, hängt oben einen Mantel darauf, setzt einen Hut darüber, und hält das Ganze über ihren Kopf.) Seht, so hat er gethan! Da kann er sich so groß und klein machen, als er will. (hält die Stange höher und niedriger. Die andern Beiden sehen voll Erstaunen an, und schlagen die Hände zusammen.)

Jessa. Ach das ist ein rechter Betrüger.

Tha-

Thamar. Aber wie hat ers denn mit dem Zwerge gemacht?

Theodora. Das will ich euch auch weisen. (Nimmt den Mantel wieder von der Stange herunter, hängt sich ihn um, und macht sich so klein, als sie kann, indem sie einige Schritte fortgeht. Die andern fangen laut an zu lachen.)

Thamar. Das ist lustig! Und wir sind so in Angst gewesen! Ich mag ihn aber doch wol leiden! er hat drolligte Einfälle!

Jessa. Ich bin ihm auch immer noch gut.

Theodora. Wißt ihr denn, wer er eigentlich ist?

Jessa. Nun?

Theodora. Unsere Landsleute haben mirs gesagt. Er ist nichts als ein Bedienter von dem andern Herrn, und dabei hat er eine entsezliche Furcht vor dem Zauberer Angelion.

Thamar. Nicht doch! Er war ja so beherzt.

Theodora. Alles erlogen, alles erlogen!

Thamar. Das ist ein Erzbetrüger.

Theodora. Darum wollen wirs ihm nicht schenken, daß er uns so angeführt hat. Ich habe mir so was ausgedacht. Er wird gleich hieher kommen, da will ich mich in den Herenmeister verkleiden. Ich habe das Zeug schon zurecht gemacht. Wenn ich dann wieder herein komme, so schreit ihr nur recht, und lauft aus der Thür dort heraus, und verschließt sie hinter euch, daß er hier allein bleibt. Ich will ihn dann schon ängstigen.

Jessa. O das ist herrlich! Du bist ein kluges Mädchen!

Theodora. Still, still, da kömmt er schon an!

Zweiter Auftritt.

Macduf und die drei Albanierinnen.

Macduf. Ich begrüße euch, Prinzessinnen von Lissabon, meine künftige Gemahlinnen!

Theodora. Wir sind dieser hohen Ehre unwerth.

Macduf. Ich will sie euch aber anthun. Ein Prinz muß viele Gemahlinnen

ha-

haben. Salomo hatte dreihundert. Ich will mir nur drei nehmen. Kommt, ich will euch vorläufig dazu einweihen. (Giebt allen einen Kuß. Jessa und Thamar leiden es. Theodora biegt sich zurük.)

Theodora. Sagen Sie mir nur, wie es mit dem andern Herrn steht.

Macduf. Der ist auch ein Hexenmeister geworden. Aber ich werde bald hin, und das Hexengesindel ausrotten.

Theodora. Ach, das thun Sie doch ja! Der Zauberer Angelion hat uns schon manchen Schrek gemacht! Er ist schon oft hier gewesen.

Macduf. (bestürzt) Wie, was sagst du?

Theodora. Ja, ja! Er läßt sich hier oft sehen! aber ich will meinen Vater rufen, daß wir wenigstens jezt sicher sind.

Macduf. Das thu Mädchen! (Theodora ab.)

Dritter Auftritt.

Macduf. Jessa. Thamar.

Macduf. Nun meine schönen Bräute,

meine

meine Engel, meine Zukkerpuppen! freut ihr euch denn nicht auf die Hochzeit?

Jessa. O wir freuen uns sehr. Sie sind so ein allerliebster Prinz!

Macduf. (streicht sich an den Bart) Ja, das bin ich! Seht, ich könnte auch die Tochter des Pabsts von Rom heirathen, sie hat sich mir selbst angebothen! aber ich ziehe euch vor.

Thamar. Das wollen wir auch recht zu erkennen wissen!

Macduf. Der große Mogul hat Gesandten an den Hof meines Vaters geschickt, und für seine Tochter um mich werben lassen; ich habe sie ausgeschlagen.

Thamar. Ich glaube es. In solch einen schönen Prinzen muß sich das ganze weibliche Geschlecht verlieben.

Macduf. Die Kaiserin von Europa, Asien und Africa hat mir ihren Thron und ihr Herz angebothen; ich mochte sie nicht!

Jessa. Das ist kein Wunder. Aber was ist das? Um Gottes willen, der Zauberer Angelion!

Macduf. (voll Angst) Wo denn, wo denn?

(Die beiden Mädchen laufen mit großem Geschrei fort. Macduf will ihnen nach. Sie schlagen die Thür zu und er bleibt allein.)

Vierter Auftritt.

Theodora in Angelion verkleidet, und mit einer fürchterlichen Larve tritt auf. Nachdem Macduf vergebens versucht hat die Thür zu öffnen, dreht er sich um, und fällt auf die Knie.

Der Zauberer. (Mit verstellter Stimme) Elender Wurm, jezt sollst du büßen für alle deine Lügen!

Macduf. (in der höchsten Angst) Ach Erbarmen, Erbarmen!

Der Zauberer. Eins nur kann dich vom Tode erretten.

Macduf. Ich will alles thun, alles, alles, Herr Teufelsbanner!

Der Zauberer. Du kannst Verse machen; gelobe jezt in Versen Besserung, sonst würge ich dich! (nähert sich ihm.)

Macduf. Ach, ach!

Der Zauberer. Ich würge dich, wenn du nicht gehorchst.

Macduf. Ach, ach, ich bitt Herr Hexenmeister um Gnade, (nach des Zauberers Füßen hinschielend)

Ein Pferdefuß hat keine Wade,
Ich gelobe hiemit feierlich an:
Ich will nicht mehr lügen, Herr Urian!

Der Zauberer. Reime weiter!

Macduf. Ach, ach!

Der Zauberer. Gehorch, oder ich zerschmettre dich!

Macduf. Ach Erbarmen, gestrenger Herr Richter,

In der Hölle da sind die Teufelsgesichter
Da reiten die Hexen auf einer Ofengabel
Der Pabst ist die große Hure zu Babel!

Der Zauberer. Fahre fort, Elender, und säume keinen Augenblik!

Macduf. O weh, o weh ich kann nicht nicht mehr!
Mir bebt das Herz im Leibe sehr!
Die Verse wollen nicht gerathen,
Ich bin ein armer Teufelsbraten.

Der Zauberer. Gestehe jezt Sünder, wer du bist!

Macduf. Ich bin ein christkatholischer
Christ,
Und ein Bedienter zu dieser Frist,
Mein Name Jürgen Macduf ist!

Der Zauberer. Wurm, ich schenke dir diesmal das Leben; aber lügst du in der Zukunft wieder, so komm ich, und würge dich, ohn Erbarmen. (geht langsam ab.)

Fünfter Auftritt.

(Macduf allein außer sich.)

Ah wo bin ich? leb ich noch? Ich bin behext! Ich bin krumm und lahm! Der Teufel will mich holen! O weh Herr Hexenmeister — höllische Geister — Ich kann mich nicht besinnen — von hinnen von hinnen — (sieht wild um sich herum, und erholt sich nach und nach.) Ah, ah, was ist denn hier vorgegangen? Da war der Zauberer Angelion. Ich soll nicht mehr lügen. Gott wird mich in Gnaden bewahren! Wenn das so hergeht!

geht! Nein, da kömmt nichts heraus beim Lügen!

Eilfter Auftritt.

Zimmer im Wirthshause. Macduf.

Meine beste Freude ist hin! Ich darf nicht mehr lügen. O weh, o weh! Armer Macduf! dir geht es recht übel in diesem Lande. Dein Herr wird ein Hexenmeister, und du sollst ein ehrlicher Mann werden. Das ist hart! Aber ich will es auch gerne; denn ich fürchte mich vor dem Zauberer, wie vor dem lebendigen (macht Kreuze): wenn ich nur könnte! wenn ich nur könnte! wenn ich nur nicht erstikke, ehe ich meine Lection weiß! (heulend) Ja, ja ich merke es schon, ich muß auf alle Fälle daran: entweder wird der Teufelsbanner mich erwürgen, oder die Lügen werden mir den Hals zuschnüren.

Zwölfter Auftritt.

Erster und zweiter Albanier. Macduf.

Erster Albanier. Wie so traurig, Macduf, wie so voll Gedanken?

Macduf. Da ist mir ein verzweifelter

Streich

Streich passirt. Ich hatte eine schöne goldne Uhr mit Brillanten besezt, die habe ich verlohren — Hm, hm (sich wild umsehend) Nein, ich habe keine goldne Uhr verlohren, ich habe mich nur versprochen!

Erster Albanier. Aber etwas muß dir doch seyn, du bist so unruhig.

Macduf. Ja, mir ist etwas, so ein ganz eigenes Etwas. Ich habe es so im Halse stekken, daß ich gar nicht Luft schöpfen kann. Ach, ich werde wohl noch erstikken.

Zweiter Albanier. Du siehst mir doch sonst ganz gesund aus. Ich sollte glauben, es wäre wohl noch etwas anders. Hast du etwa keine gute Nachrichten von dem Sohn des Kaisers von Fez Marokko?

Macduf. Höre lieber Freund, du scheinst mir sonst so vernünftig, du wirst doch kein Hansnarr seyn, und glauben, daß der Compagnon des Hexenmeisters der Sohn des Kaisers von Fez Marokko sey?

Zweiter Albanier. Hast du uns denn was vorgelogen?

Macduf. (affectirt freundlich) Wenn du

es so nennen willst; es war so ein Spaß! Seht wenn ich lustig bin, so habe ich die drolligte Gewohnheit, etwas um die Wahrheit herumzugehen — ein höflicher Scherz — Aber ich habe mir jezt fest vorgenommen, den Spaß zu lassen, und das ganz aus freien Stükken! ich habe so meine Ursachen.

Erster Albanier. Der Zauberer Angelion soll das Lügen nicht vertragen können.

Macduf. Wie, was sagst du?

Erster Albanier. Er erdrosselt die Menschen, wenn sie lügen.

Macduf. Ach, das Gott erbarm! darum eben wenn man in der Nähe von solchem Hexenvolk ist, da muß man sich in Acht nehmen. Die legen einem Netze und Strikke des Teufels! Gott bewahre alle Menschenkinder vor solchem Gesindel!

Zweiter Albanier. Wenn der andere Herr also nicht der Sohn des Kaisers von Fez Marokko ist, so sage uns doch, wer ist er denn?

Macduf. Er ist — er ist — ich will es euch gleich sagen, er ist — (würgt entsetzlich;

endlich)

endlich stößt er das Wort mit Gewalt heraus) Mylord Kingson. (fühlt sich erleichtert) Ja zu dienen (nimmt den Hut ab) Mylord Kingson, aus dem Königreich Großbrittannien.

Zweiter Albanier. Aber wer bist du denn?

Macduf. Ich bin — (fängt wieder an zu würgen) ihr seht, wie ichs im Halse habe — ich bin eine Mannsperson, und habe so ein Amt bei ihm; ein rechtes vornehmes Amt! — hm, hm, — und wenn es auch gerade nicht vornehm ist, so sind doch allerhand Geschäfte dabei.

Zweiter Albanier. Welche denn?

Macduf. Seht, zuerst habe ich es mit seinem Haupte zu thun. Auf dem Haupte, wißt ihr, ist ein Wald von Haaren; diese werden in zarte Schaafwolle verwandelt, hernach sauber mit Fett eingeschmiert, und schönes feines Mehl darauf gestreut. Dann ist das Gericht fertig. Ferner habe ichs mit den Füßen zu thun. Ein schwarzer glänzender Panzer legt sich um sie her, und anstatt, daß man das Haupt bestäubt, wird hier der

Staub mit einem Werkzeuge hingenommen, das von den Haaren eines borstigen Thiers gemacht ist. Kurz, ich mache den Kopf weiß, und die Füße schwarz.

Erster Albanier. Hast du sonst keine Geschäfte?

Macduf. Meine übrigen Amtsverrichtungen habt ihr schon gesehen. Wie ein Planet sich um die Sonne bewegt, so umkreise ich den hochgebohrnen Herrn Mylord von Kingson, schauend, ob Sonnenstäubchen auf ihm ruhen, und ob die Falten seiner Gewände untadelhaft sind? (beiseite) Ich merke, man kann auch ohne zu lügen viel schwatzen und ein wichtiger Mann scheinen. Man muß nur einen gewissen Pfiff verstehen; und diesen will ich jezt zum Nutz und Frommen jedermännlich bekannt machen; man muß kleine Dinge mit großen, hochtrabenden Worten sagen, man muß bei jeder Abgeschmaktheit, die man vorbringt, eine Recensenten-Mine annehmen. So machens die Dummköpfe, und dann hält man sie für klug.

Zweiter Albanier. Das ist ein

Schwätzer aller Schwätzer! Wenn er nicht mit andern reden kann, so spricht er mit sich selbst. (laut) Du! was hast du sonst noch für Geschäfte?

Macduf. Ich muß mich nur fort machen, denn erstikke ich nicht an Lügen, so könnte ich an Fragen erstikken. Gott befohlen (beiseite) ihr griechischen Bestien!

Die Albanier. Was sprichst du? (laufen ihm nach.)

Macduf. (schreit hinter der Scene) Meine besten Griechen habe ich gesagt!

Dreizehnter Auftritt.

Das Innere der Felsen mit den Bildsäulen.

Angelion. Kingson.

Kingson. Nein Angelion, ich kann es dir nicht verhehlen: bey allen den Freuden um mich her, bey allen Aussichten zu künftigen Freuden, wohnt eine bange Ahndung in meiner Seele.

Angelion. Schweres Blut! Kingson, brittische Laune! Du bist noch nicht lange genug aus deinem Vaterlande, um davon befreit zu seyn.

Kingson. Nein so seltsam war mir noch nie! Jeder Augenblik des Nachdenkens sagt mir, daß ich einer der glüklichsten Sterblichen bin, und jeder Augenblik preßt mein Herz mit bangen Vorempfindungen zusammen.

Angelion. Darum führte ich dich hieher, um dich zu erheitern. Schau um dich! Wenn dies deinen Geist nicht fröhlich macht, so kann es nichts auf der Erde.

Kingson. Wo ist denn der Knabe, den wir neulich fanden?

Angelion. Hier steht er. Sieh, wie der künftige Held sich in ihm entwikkelt, wie das weiche, zarte Fleisch ringt, zur Muskel und kraftvoll zu werden!

Kingson. Ja wahrlich er ist schön! Jeder Augenblik entwikkelt neue Vollkommenheiten. Wie geistvoll diese Züge des Gesichts! O Kallikles, du kanntest den menschlichen Körper nicht nur, du kanntest auch die menschliche Seele.

Angelion. Aber weißt du, welches von allen Werken, die du hier erblikst, mir das theuerste ist? Sieh, dieser Greis hier! Hast

du

du je einen so idealischen Kopf gesehen, diese ehrwürdige Frömmigkeit, diese hinreißende Andacht?

Kingson. Wer ist er?

Angelion. Ein Priester; das Opfermesser, und das geopferte Thier mit entblößtem Eingeweide zu seinen Füßen beweisen dies. Er ist aus dem Geschlecht des Jamus, das sieht man an der Unterschrift: Θρασυβυλος ιαμου (Thrasübulos Hiamu.)

Kingson. Angelion! unter den lebenden Priestern ist keiner auf der Erde, wie dieser todte. Nein, er kann es nicht seyn! Sieh den Geist, die göttliche Divinationsgabe in diesem Gesicht.

(Indem er dies gesagt hat, erhebt die Bildsäule langsam den Arm mit dem Opfermesser, und läßt ihn eben so langsam wieder sinken. Kingson und Angelion beben mit einem Schrei zurük, und schauen voll Entsetzen diese Bewegung an.)

Angelion. Um Gotteswillen, was war das? Hast du es gesehen?

Kingson. Ich habe es gesehen! lies es aus dieser Bestürzung, aus diesem Zittern.

Angelion. Kingson, die Ahndung in deiner Brust hat wahr gesprochen. Ein Unglük wartet auf uns. Komm, mir schaudert an diesem Orte! (gehen beide voll Bestürzung ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Zimmer in Angelions Hause. Dione, Flotho kommen herein.

Dione. Nein Flotho, so wallte noch nie mein Herz vor Freude, wie jezt! In die Lüfte möchte ich mich schwingen, durch die ganze Schöpfung mich verbreiten, und ihr mein Entzükken einflößen!

Flotho. Ich erkenne die Liebe. Sie macht Herz und Kopf schwindeln.

Dione. Nein, die Liebe vermag dies nicht allein. Erst seit wenigen Augenblikken hat sich dies Entzükken meiner bemächtigt. Ja, es ist ein herrlicher, göttlicher Gedanke, daß Kingson mein ist, daß er nun ein ganzes Erdenleben hindurch bei mir bleibt; aber diese Erhöhung aller meiner Lebensgeister, diese überirrdischen Gefühle vermöchte er nicht hervor zu bringen.

Flotho. Ich kenne dich nicht mehr, Dione! seit einigen Tagen überschreitest du alle Grenzen der Trauer und Freude.

Dione. Flotho, mir steht etwas Großes bevor; ich fühl es.

Flotho. Daß es nur kein Unfall sey! Auf große Freude folgt oft großes Leid!

Dione. Rabe, Unglüksbote! Durch zehn Prophezeihungen vermöchtest du meine Freude nicht zu erschüttern! Sie ist stark als wäre sie aus der Ewigkeit hergeholt.

Flotho. Deine Empfindungen und deine Worte sind überspannt. Fasse dich Dione, ich muß dich verlassen, und ich verlasse dich ungern in dieser Stimmung. Aber ich muß zu den Albaniern ans Meer eilen. Unser Vorrath ist geendigt, und morgen gebräche es uns an Lebensmitteln. Darum sammle dich Dione, wenn du allein bist, und mildre diese Aufwallungen!

Dione. Geh Flotho! Nie bedurfte ich eines Gefährten so wenig als jezt.

Funfzehnter Auftritt.

Dione allein.

Wären alle Augenblikke meines Lebens so selig, wie die jetzigen, ich tauschte mit keinem Seraph. O der Mensch ist vieler Wonne fähig! Wird ihm einst alle die zu Theil, die er zu tragen vermag, wie groß wird seine Seligkeit seyn! Die meine ist jezt schon über Worte erhaben. Und nun höre ich den Fußtritt meines Kingsons. Ja, er kömmt. O sey mir gesegnet, Mann meines Herzens! (jezt erst tritt Kingson auf.)

Sechzehnter Auftritt.

Kingson. Dione.

Dione. (geht ihm entgegen.) Wohl Kingson, daß du kömmst. Wenn man so voll Entzükken ist, wie ich, so ersehnt man einen Genossen, in dessen Busen man seine Empfindungen ausschütten kann; und wen könnte ich mehr ersehnen, als dich, Mann meiner Seele! O nimm Theil an meinem Entzükken!

Kingson. Ich bedarf dessen.

Dione. O ich habe Freude für Tausende.

de. Aber mit dieser Wolke auf der Stirne kömmst du zu deiner Dione?

Kingson. Sie wird fliehen, wenn ich nur Augenblikke bei dir bin.

Dione. Aber woher kam sie? O mein Geliebter, vor dem ich nicht den kleinsten Gedanken geheim habe, der in alle Tiefen meiner Seele schauen kann, verhehle mir nicht den Grund meines Kummers!

Kingson. O Dione, dieser Grund könnte auch auf deinem Antlitz eine Wolke erschaffen.

Dione. Nein, das vermag er nicht, und wenn er aus der Hölle käme. Sieh, ich bin heute so voll inniger Freude, wie ich noch nie gewesen bin. Nichts auf der Erde kann mich erschüttern.

Kingson. Dennoch könnten vielleicht wenige Worte es.

Dione. Laß sie hören, ich flehe dich darum, ich beschwöre dich bey unserer Liebe!

Kingson. Du willst es; wohlan denn! (mit feierlichem Nachdruk) Eine Bildsäule hat gegen

gen deinen Vater und mich die Hand mit einem Messer aufgehoben.

Dione. Eine Bildsäule? Sprich deutlicher, mein Kingson!

Kingson. Du weißt, Dione, daß Aberglaube und Geisterfurcht gleich entfernt von mir sind. Dennoch habe ich heute etwas gesehen, das ich bis jezt in die Reihe der Unmöglichkeiten sezte, dessen Gegentheil ich noch beschwöre, wäre ich nicht der Zeuge davon gewesen. Ich war mit deinem Vater in dem Felsen, unter den Werken des Alterthums. Du kennst das vorzüglichste darunter den Priester mit dem ehrwürdigen Angesicht und dem schönen Gewande.

Dione. Ja, den kenn ich. Er hat ein Opfermesser in der Hand, und eine Binde um das Haupt.

Kingson. Vor diesem standen wir heute, und bewunderten ihn. Da begann sich plözlich sein Arm mit dem Opfermesser zu bewegen. Er hob ihn langsam empor, und ließ ihn eben so langsam wieder sinken. Denke dir unser Entsetzen!

Dione. Du scherzest, mein Kingson.

Kingson. Ich schwöre dir bei Gott, ich scherze nicht. Jeder Gedanke von Scherz ist fern von mir.

Dione. Nun dann; Flammen der Lichter und Täuschung von Lampenschein kann manches Blendwerk erzeugen.

Kingson. Dione, auch dein Vater sah es, und ich war bei so hellen, offenen Sinnen, wie jetzt.

Dione. Nun so laß es! Auch die Bildsäulen nehmen Theil an unserm Glük.

Kingson. Wollte Gott, deine Auslegung wäre, die wahre. Aber vorher schon wohnte eine bange Ahndung in meiner Seele, und wo ein Opfermesser aufgehoben wird, da fällt auch ein Opfer.

Dione. Nicht doch, mein Geliebter! durch eine so langsame Bewegung kann kein Opfer fallen; er hat dich als neuen Ankömmling in diese Gegenden begrüßt, er hat dir seinen Beifall zugewinkt. O vielleicht umschwebt uns der Geist jenes Priesters, vielleicht ist er unser Schuzengel, vielleicht

freut

freut er sich unsrer Liebe. Kingson, denke doch nur an diese Liebe, denke doch, daß wir eine ganze Lebenszeit vereint vollbringen sollen! Kingson! schwindet dir nicht Himmel und Erde, wenn du diesen Gedanken denkst.

Kingson. Herrliches Mädchen, du vermagst die bängsten Ahndungen in süße Schwärmerei zu verwandeln. Schon fühl ich wieder die Seligkeit des Gedankens dich zu besitzen. (umarmt sie.)

Dione. O Kingson! Ich habe der Freude so viel in meinem Herzen, daß sie überfließt, und über wen könnte sie eher ausströmen, als über dich? Die Bildsäulen sollen uns keinen Kummer machen, wenn die Menschen es nicht thun, und in dieser Einsamkeit sind ja keine Menschen; hier können wir leben, wie im Paradiese. O Eva war vor dem Falle nicht glüklicher, wie ich jezt bin.

Kings. Auch du bist ein ungefallener Engel.

Siebzehnter Auftritt.

Angelion kömmt blaß und erschrokken herein. Die Vorigen.

Angelion. (mit starrem Affect) Wir sind

verrathen, um Gottes willen wir sind verrathen!

Kingson und Dione. Wie denn, warum denn?

Angelion. Griechische Häscher und türkische Kriegsknechte nahen sich unserer Wohnung, und umzingeln sie.

Dione. Gott erbarme sich!

(Man hört Geräusch und Stimmen hinter der Scene. Es wird gerufen: hier herein! fort! eingedrungen!)

Achtzehnter Auftritt.

(Eine Menge Kriegsknechte und Häscher mit ihrem Anführer treten herein. Die drei Ueberfallenen sind voll starren Schrekkens.)

Der Anführer der Häscher. (mit lauter Stimme) Mir ist ein hoher Befehl geworden, gefangen zu nehmen alles, was hier im Hause ist. Auf, greift sie! Schont nicht! (Jeder Häscher greift zu, und drei von ihnen fassen immer Einen. Kingson wehrt sich, und wird übermannt. Unterdeß fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Acts.

Fabeln.

Der Vampir.

Warum bist du doch dem Tage so gram, rief der schöne Colibri einem Vampir zu, dem Tage, wo man beim Sonnenlichte alle Dinge so klar und deutlich sieht, und liebst dagegen die traurige, dunkle Nacht? Ei, entgegnete der Vampir, dazu habe ich gar triftige Gründe. Ich bin so häßlich, und das sieht man in der Nacht nicht; auch kann ich dann den Menschen das Blut besser aussaugen. Denn wenn sie schlafen, so merken sie dies nicht so leicht. Siehe, mein schöner Colibri, wir handeln konsequent!

Ob wohl die Feinde der Aufklärung ähnliche Gründe haben, wenn sie sich gegen das anbrechende Tageslicht so sträuben?

Der

Der alte und junge Täuberich.

Ein alter böser Täuberich fiel über einen jungen, der sich der Welt zeigen wollte, her, riß ihm die glänzenden Federn der Brust und des Halses aus, und ließ ihm blos die unscheinbaren und schwarzen, so daß er endlich einem struppichten Raben ähnlich sah. Warum bist du so grausam gegen deinen jüngern Mitbruder, fragte ihn der Besitzer des Taubenschlags, warum entwendest du ihm so ungerecht seine Schönheiten, ihm der dich nie beleidigte? — Nie beleidigte? antwortete der alte Täuberich; siehst du nicht, daß er glänzen will? Soll die Welt auf ihn die Augen richten, ihn schöner finden, wie mich? Das wäre mir recht! So rief er, und fiel von neuem über den wehrlosen Täuberich her, ihn vollends unkenntlich zu machen, und seine letzten Schönheiten zu vernichten.

Recensenten, ob ihr wohl dem alten Täuberich ähnelt, wenn jemand in eurem Fache zu glänzen beginnt?

Der Pfau und die Nachtigall.

Zur Nachtigall sprach der Pfau: deine Stimme, kleiner Vogel, ist so helltönend und anmuthig, deine Gestalt hingegen weder schön, noch dein Fleisch wohlschmekkend. Ei, antwortete die Sängerin, darum suche ich auch blos durch meine Stimme zu gefallen.

Goldne Regel für alle, die nach Beifall ringen!

Die Katze und die alte Maus.

Eine Katze fing täglich eine Anzahl Mäuse, und fraß sie. Warum bist du so grausam gegen uns Arme, rief ihr eine alte Maus zu, warum suchst du unser ganzes Geschlecht auszurotten? Das ist meine Pflicht, entgegnete die Katze, ich muß das Haus meiner Herrschaft von Ungezieser reinigen! Siehe, meine Liebe, darum fange ich euch. Ach, wenn man dich nicht kennte, Heuchlerin, rief die Maus aus einem sichern Loche hervor; Naturtrieb, und Blutdurst treibt dich an, uns zu verfolgen. Wenn unser Fleisch dir

nicht

nicht schmekte — der Schaden deiner Herrschaft wäre dein geringster Kummer.

Betrachtet hundert glänzende Tugenden in der Nähe, und sie sind Laster.

Der Fuchs und der Adler.

Hoch in der Luft schwebte der Adler, suchte mit feurigem Auge auf den Gefilden der Erde seine Beute, und schoß dann eilend herunter, sie zu fahen. Erstaunungsvoll sah der Fuchs seinem kühnen Fluge, und dem entführten Lamme nach. Wie mühsam, rief er, suche ich hier unten einen Raub, und wie leicht entdekt ihn jener aus seiner Höhe! So manches gelang mir schon, könnte ich doch auch hierin dem Adler nachahmen! Eilend sprang er einen Felsen hinauf, und schaute umher. Da sah er unten im Grase eine fette Gans wandeln. Mit gierigem Auge verschlang er sie, und entflammt von dem Beispiel des schnellen Adlers stürzte er sich auf sie herunter. Aber sein schwerer, ungefiederter Körper fiel sehr unsanft weit von der

Gans nieder, und ward zerschmettert. Sterbend rief er: ich Kluger war dumm, und verderbe mich selbst, indem ich mich über meine Sphäre erheben will!

Wie viel, die Klopstok nachflogen, mögen wohl das Schiksal des Fuchses gehabt haben!

Die Ameise und die Biene.

Auf einem blumigten Gefilde sammelten Biene und Ameise emsig Vorrath ein. Wie arbeitsam sind wir, ich und du, begann die Ameise, wie unverdrossen häusen wir Schätze auf! Mit Recht hat man uns dem Fleiß zum Vorbilde gemacht! Du redest wahr, entgegnet die Biene: doch einen kleinen Unterschied glaube ich bei unserm Fleiß bemerkt zu haben: Du sammelst blos für dich allein, ich sammle auch für die Menschen.

Der reiche Geizhals mag wohl der Ameise, der reiche Menschenfreund der Biene gleichen. An jenem großen Tage, wo nicht das Gold, sondern der Gebrauch desselben gewogen wird, werden beide ihren Lohn finden.

Der

Der Leopard und die Thierwelt.

Ein junger Parder voll Schönheit, Geist und Muth, hatte immer in der Höhle seiner Mutter gelebt, und trat jezt zum erstenmal unter den Thieren der afrikanischen Wüsten auf. Er sah und hörte viel neues, sein Beobachtungsgeist hatte Gelegenheit, Bemerkungen zu machen, und sein richtiger Verstand entdekte ihm in der Thierwelt manches Gute, doch leider der Mängel noch mehr. Der Löwe hatte viel Majestät, aber viel Stolz und Verwegenheit; der Tyger war schön, aber unerhört grausam; der Elephant schien ihm viel Verstand, aber auch viel Phlegma, der Affe viel Klugheit aber auch viel Bosheit zu besitzen; am Zebra fand er große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Esel; und der Bär war seiner Meinung nach sehr dumm. Denken hätte er dies immer mögen, aber der Thor sagte es, und glaubte, die Thierwelt zu bessern. Das trug ihm herbe Früchte ein. In Kurzem waren Elephant, und Tyger, und Löwe, und Affe seine Todfeinde; die Schwächern flohen, die Stärkern wezten die Zähne. Niemand hatte fortan Augen für

seine Verdienste, für seinen Muth, seine Klugheit, seine schöne Gestalt; in Haynen und Sandwüsten ertönten nur seine Fehler. Man gab ihm mit Wucher alle Gebrechen zurük, die er an andern fand, und er mußte endlich mit Schmach und Hohn bedekt zur Höhle seiner Mutter zurükkehren. Voll Schmerz und tiefen Gefühls des erlittenen Unrechts erzählte er ihr die Geschichte seiner Aufnahme in der Thierwelt. Dir ist Recht geschehen, mein Sohn, rief die Mutter; du wolltest die Thiere bessern, und hattest weder Vorsicht noch Feinheit genug; du wolltest die Welt reformiren, und fingst nicht bei dir an. Nimm künftig deine Brüder, wie sie sind, und habe ein Luchsauge für ihr Gutes, wie du es bis jezt für ihre Fehler hattest. Rühme am Löwen die Stärke, am Elephanten den Verstand, am Tyger die schöne Haut, am Affen die Gewandheit, am Bär den weichen Pelz, und am Zebra die schönen Streifen! Dann werden sie auch dich erträglicher finden. Wer die Fehler anderer berühren will, muß sehr weiche Finger haben!

Der Hund und sein Schatten.

Ein kleiner Hund sah kurz vor Sonnenuntergang seinen Schatten, und bewunderte die ansehnliche Größe desselben. Stolz trabte er einher, sich selber so groß wähnend, und bemerkte kaum seine gewöhnlichen Gefährten. Plötzlich trat eine kleine Wolke vor die Sonne — Weg war der gigantische Schatten.

Frankreichs Große, wie stürzt sie oft der kleinste Umstand von ihrer Höhe!

Die beiden Bildhauer.

Zween Bildhauer in Athen, wovon der eine der berühmte Phidias, der andere aber an Ruhm und Kunst gleich entfernt von ihm war, begannen jeder einen Marmorblok zu bearbeiten. Aus dem Steine des Phidias ging allmählig ein Jupiter hervor, der die Majestät des höchsten Gottes im sichtbaren Bilde zeigte, der in einem Tempel aufgestellt, und von allen angebetet ward. Der andere

Künstler bildete auch einen Jupiter, aber er wurde durch seine Ungestaltheit ein Gespött des Volks, und verlohr sich endlich in die Trödelbuden von Athen.

O Erziehung, was der Künstler dem todten Marmor ist, das bist du dem Menschen, und mehr!

Anagrammen, Räthsel und Charraden.

I.

Im hohen Alterthum entsprossen bin ich noch vorhanden, bin seit Jahrtausenden die Bewunderung der Menschen. Unendlich viel Großes, Schönes und Merkwürdiges fasse ich in drei Buchstaben zusammen, bin selbst leblos, und halte eine ganze Welt voll Leben in mir. Dreimal bin ich aus meinen Trümmern, gleich einem Phönix, hervorgegangen, und vereine noch immer das Erhabenste von dem, was Menschen hervorbrachten, in mir. Ohne den ersten Buchstaben verwandelt sich diese ganze Herrlichkeit in ein Weinmaaß. Rükwärts gelesen ist sie ein bloßer, oft höchst elender Mensch. Ohne den ersten Buchstaben desselben wird gar nur ein Theil des Menschen daraus, den aber die wenigsten recht

zu gebrauchen wissen. — Wie heißt jener erhabene Ort?

II.

Ich esse, trinke und schlafe an fremden Orten, ohne daß es mich das geringste kostet, ja man ehrt mich überall, und gewöhnlich um so mehr, je wilder die Nation ist, bei der ich mich aufhalte. Ohne den ersten Buchstaben verwandle ich mich schnell in ein lebloses Wesen, und bin dann eine Zierde des Baums, eine Unzierde des Menschen. Was ohne den zweiten Buchstaben noch von mir übrig bleibt ist nur wenig, aber es bedeutet viel. Es ist das Von in der theologischen Welt, es preist selig, und ist zugleich ein gebietender Ruf zum Stillschweigen, aber dennoch kein artikulirter Ton.

III.

Einst lebte ein Deutscher seltener Art, gekannt von Niedrigen und Hohen, von Eingebohrnen und Fremden, vielleicht mehr, als je ein Deutscher gekannt wurde, und noch ist. Er schrieb nie ein Buch, und unterhält den-

dennoch Jahrhunderte nach seinem Tode vie- le tausend Menschen. Die ersten beiden Syl- ben seines Namens sind dem Aberglauben Verkündiger des Todes; die beiden lezten ahmen die Natur unter allen Dingen am wahrsten nach. Wie hieß jener Mensch?

IV.

Es ist nicht in der Natur; dennoch nimmt es die Kunst daraus her. In dem ganzen Bezirk der Schöpfung ist kein Nachbild da- von, und es entsprang doch aus der Schö- pfung. Es ist die Wonne des Auges, das Entzükken des fühlenden Herzens. Ohne den lezten Buchstaben jedoch ist es ein bloßes Wesen in der Gedankenwelt, das erhaben und niedrig, gut und schlecht seyn kann. Nimmt man auch den ersten Buchstaben hinweg, so bekömmt es wieder einen hohen Rang in der Götter- welt. Liest man das Ganze rükwärts, so verwandelt es sich in einen Titel der Damen, aber nicht der deutschen.

V.

Mit einem B. war es ein Wunder der Welt; mit einem G. gebraucht es der Naturmensch nie, der Cultivirte alle Tage; mit einem N. ist es ein Theil des Menschen; mit einem F. versezt es in die Ideenwelt, und ergözt und belehrt zugleich. Ohne diese Buchstaben blutete es unschuldig, und starb einsam.

VI.

Such erst die Handlung, dann das Werkzeug auch zu nennen,
So wirst du gleich den größten Dichter kennen.

VII.

Erscheine ich in einem feinen Gewande, so bin ich das Leben, und die Freude der Gesellschaft; in einem groben tödte ich das Vergnügen des Weisen, und verletze die Sitten. So unschuldig mein Name klingt so manche Ursache zum Zwist, selbst zum Blutvergießen bin ich geworden. Aber raubt man mir den

erſten

ersten Buchstaben, so verliehre ich meinen Einfluß auf Gesellschaften und Vergnügungen ganz, und werde blos auf weiten Reisen nüzlich. Erscheine ich ohne die ersten beiden Buchstaben, so heftet der Spieler begierig sein Auge auf mich, und fühlt, sobald er mich erblikt, den nahen Gewinn.

VIII.

Ich bin eins und bin viel, bin alt und neu, bin klar und dunkel. Ein Jahrtausend ist mein Vater, die Vorsehung meine Mutter, und viele merkwürdige Menschen brachten mich ans Licht. Verspottet und verlacht, verehrt und angebetet, bin ich auf dem ganzen Erdboden verstreut, und werde bleiben bis ans Ende der Welt. Viele tausend Menschen suchen mit jeder Anstrengung des Geistes, mich ganz kennen zu lernen, und vermögen es nicht. Eine Lebenszeit reicht nicht dazu hin; erst jenseits des Grabes wird dies geschehen. Du kennst mich, hattest mich oft in der Hand, und wohl dir deshalb!

IX.

Im Deutschen ist ein kleines Wort von drei Buchstaben, das der Bedeutungen mancherlei hat. Im ersten Sinne ist es das Glänzendste im Staat, und der Glanz geht von Menschen aus. Im zweiten Sinne ist es etwas sehr Nützliches, und kann auch glänzend seyn; aber der Glanz rührt dann nur von Thieren her. In der dritten Bedeutung ist es weit von uns entfernt, ist selbst nichts Glänzendes, aber umgiebt das Glänzende, und verkündigt dem Reisenden nichts angenehmes.

X.

Ein Dichter — Und er heißt? — Man
braucht nur wie? zu fragen,
Die andre Sylbe wird ein jedes Land
dir sagen.

XI.

In einer heiligen Gegend ist ein Ort,
wo die Natur in ihren lezten Trümmern
liegt.

liegt. Einst war es das Tempe des Volks Gottes, die Wonne der heiligen Dichter, und die Begeisterung der Propheten. Ohne den ersten Buchstaben verwandelt sich diese heilige Gegend in einen heiligen Mann, der einst viele Nachfolger in der feierlichsten Würde der Religion hatte; aber seit Jahrtausenden sind sie von der Erde verschwunden. Ohne den ersten und lezten Buchstaben konnte es einst der römische Feldherr mit dem größten Ruhm von sich sagen; jezt sagen es ohne Ruhm Millionen geringe Menschen von sich.

XII.

Mon premier est un crime patibulaire; mon second une chose, dit-on, trés difficile aux Dames. Le tout est un grand Poëte, Philosophe et Historien français.

XIII.

Je größer und volkreicher eine Stadt ist, um so weniger findet man mich darin, je

kleiner

kleiner um so öfterer bin ich da, und auf dem Lande sieht man mich am häufigsten. Nennt man meinen Namen in französischer Sprache, und nimmt den ersten Buchstaben hinweg, so liege ich in manchen Städten regelmäßig geordnet an der Erde, und diene den Gehenden zur Bequemlichkeit. Nimmt man mir auch den zweiten Buchstaben, so verwandle ich mich in ein erhabnes Wesen, das für uns unsichtbar, uns aber dennoch sehr theuer ist.

XIV.

Mit einem B ist es ein nützliches Werkzeug, vor welchem aber dem Missethäter schreklich graut; mit einem S kann man gerade dasselbe davon sagen; mit einem H wünscht man es allen Menschen, und vorzüglich seinen Freunden; mit einem K ist es ein Hülfsmittel bei einer gewissen schweren Arbeit, und zugleich der Schimpfname eines groben Menschen. Ohne alle diese Buchstaben ist es die vorzüglichste Eigenschaft eines Boten.

XV.

Mit erster Sylbe ruft man Thiere, Vögel, Knaben;
Die andre mag zum Schmaus der Deutsche gerne haben.
Das Ganze ist ein Mensch, den Jung und Alt belacht.
Ihr Klugen lachet mit, sonst hat er's schlecht gemacht.

XVI.

Hie und da ist auf den Gefilden der Erde ein Wesen seltsamer Art. Vor Jahrtausenden entstand es, und noch immer dauert es fort. Der Aberglaube gab ihm das Daseyn, und die größten Werke, die auf der Erde sind, wurden um seinetwegen erbaut. So lange es lebte war es nicht; nur nach dem Tode erst erhielt es das Daseyn. Ohne den vorlezten Buchstaben verwandelt sich dies seltsame Wesen in ein ganz gewöhnliches, in eine Anverwandtin. Verdoppelt man den vorlezten Buchstaben derselben, so wird ein ächt deutsches Getränk daraus, das aber sehr

weit, selbst in fremde Welttheile, verführt wird.

XVII.

Mit dem schönsten Schmuk des Frühlings umkränzt trat ich einst einher, und das Alterthum beugte mir voll Andacht das Knie. Noch izt huldigt die Welt meiner Schönheit, noch izt bin ich der Einbildungskraft theuer. Aber raubt man mir den lezten Buchstaben, so verwandle ich mich plözlich in das Symbol der Trauer. Nimmt man noch einen Buchstaben hinweg, so springe ich eilend davon.

XVIII.

Das Alterthum ehrte mich, die Nachwelt spottet oft meiner; dennoch wünscht jeder zu werden, was ich bin. Ohne den ersten Buchstaben bin ich eine Speise, die in allen Welttheilen genossen wird. Ohne den zweiten bin ich ich in einer Jahrszeit für alle Menschen da, in der andern nur für die Reichen. Nimmt man auch den dritten Buchstaben hin-

hinweg, so bin ich der angenehmste Befehl, der dem Hungrigen gegeben werden kann.

XIX.

Die erste Sylbe läuft durch Wälder und Gesträuche,
Die zweite ist ein Weib, doch nur im Geisterreiche,
Die dritte ein Befehl: auf, wenn ihr laufen könnt!
Ihr hascht sie schon, wenn ihr nur in Gedanken rennt.
Die lezten Sylben sind von Persien ein König.
Ich selber bin zwar jezt noch wenig,
Doch werden kann ich bald gar viel:
Ein Richter, Präsident, Minister selbst am Ziel.

XX.

Europens Schooß zeugt mich nicht; dennoch bin ich überall in Europa, und werde vom Minister bis zum Bettler, vom Monarchen bis zum Trommelschläger geliebt. Schrekliche Verfolgungen litt ich, und leide sie noch von den Mächtigsten der Erde, aber sie vertilgen mich nicht, und unausrottbar bin ich

in aller Händen. Wasser, Feuer und Stahl muß gegen mich wüten, ehe ich den kleinsten Gebrauch dir gewähre. Nehmt mir den Anfang und das Ende, so werde ich aus einem leblosen Wesen lebendig, werde ein Thier, von welchem thörichte Weise den Ursprung des Menschengeschlechts herleiteten. Verliehre ich die drei Anfangsbuchstaben, so gehöre ich im Zauberreiche zu Hause, und bin ein halballmächtiges Wesen.

XXI.

In uralten Zeiten war ich ein Monarch, herrschte Jahrhunderte lang über die mächtigsten Völker, und führte Werke auf, die alle Könige Europens nicht aufzuführen vermöchten. Noch bin ich in höchst veränderter Gestalt da, und herrsche über die Gemüther der Menschen. Die Gesetze verfolgen mich, aber ich trotze ihnen in verborgenen Winkeln, mache Tausende unglüklich, hie und dort Einen glüklich. Unschuldiges Blut, von Eltern und Freunden laut bejammert, floß schon oft durch mich, denn ich mache die Leidenschaften

der Menschen bis zur Wut rege. Junger Erdenbürger, fliehe vor mir! Durch goldnen Glanz lokke ich dich an den Rand der Verzweiflung, und stürze dich oft ohne Rettung hinunter.

XXII.

In der Sprache der Franzosen ist ein Wort, wovon die Empfindung, dieses bezeichnet, nur bei schreklichen Begebenheiten entsteht. Nimmt man die beiden ersten Buchstaben hinweg, so wird eine ganz andere Empfindung daraus, die bei einem hohen Grade das Leben kosten kann, die es alle Lebendigen kosten würde, wenn ein gewisser Himmelskörper nicht da wäre. Läßt man auch den dritten Buchstaben hinweg, so trägt es eine Krone. Verliehrt es auch den vierten, so trägt es Federn, und ist sehr dumm. Den lezten Buchstaben endlich rufen die Frauenzimmer unwillig, wenn ihnen etwas Unangenehmes wiederfährt. Wie heißt das ganze Wort?

XXIII.

Auf den fetten Triften angebauter Län-

der wächst ein Kraut, das Thiere, aber nicht Menschen nährt. Nehmt ihm den ersten Buchstaben, so nährt es auch Menschen, ist in vierfüßigen Thieren, Vögeln und Fischen zu finden, und hat für feine Zungen großen Reitz. Raubt man den zweiten Buchstaben, so verwandelt sich das wohlthätige Kraut in ein wildes Thier, das dem Jäger sehr gefährlich werden kann. Nimmt man auch den dritten, so wird noch ein wilderes Thier daraus, doch rechte man nicht in der Orthographie. Schneidet man noch den vierten ab, so ist es ein Wörtlein, das man zu keinem Vornehmen sagen darf. Den lezten Buchstaben endlich lernen die Kinder selten vor dem vierten Jahr, manche Menschen ihr Leben hindurch nicht aussprechen.

Das Kraut selbst ist zugleich der Name eines jezt bekannten französischen Generals.

XXIV.

In der alten Welt ist ein kleiner Strich Landes, dessen Daseyn dem Kaufmann, dem Reisenden, dem Weltbürger höchst zuwider seyn muß. Die mächtigsten Monarchen der Erde, die selbst die Wunderwerke der Alten möglich machten, wandten ihre Kraft an, ihn zu vernichten, und vermochten's nicht. Einst rettete er eine ganze Nation vom Untergange; aber das Böse, das er dagegen stiftet, wiegt jenes Gute hundertfach auf. Wäre er nicht da, so rükten die Bewohner von zweien Welttheilen plözlich um tausend Meilen einander näher, und dennoch ist er selbst nur ein Punkt auf der Erde. Wer ihn vernichten könnte, den würde Euro-

pa und Asien anbeten, der lenkte unzählige Schiffe von Westen gegen Osten, der machte die Spitze von Spanien zum Vorgebürge der guten Hoffnung. Einst besaßen jenen Strich Landes die weisesten Völker der Erde, deren Weisheit noch da ist, aber wie die hebräische Bibel für den Grönländer; jezt haben Barbaren ihn in der Gewalt, die Kultur und Menschenglük mit Füßen treten. — Wie heißt dieser Strich Landes?

XXV.

Ich bin nicht mehr, und Heil der Welt, daß ich nicht mehr bin! Millionen verwünschten mich in den Abgrund, Tausende beteten mich an. Nimmt man mir den Anfang und das Ende, so geht aus mir der heiligste Ort hervor, doch nur in fremder Sprache; ich fasse ihn ein, so abscheulich ich selbst bin. Nimmt man mir blos das Ende, so bin ich ein weibliches Wesen, das durch Engelharmonie bezaubert. Nimmt man blos den Anfang, so bezeichne ich die nüzlichste Arbeit auf der Erde in der dritten Person. Schneidet man auch den zweiten Buchstaben ab, so bleibt etwas übrig, das ein geringer Lohn für meine Thaten wäre. Läßt man endlich noch den dritten hinweg, so steht ein ganz kleines, aber boshaftes Wort in römischer Sprache da, das allem Vorhergesagten das Gewicht rauben, das Millionen Sachen rükgängig machen kann, und dem Bittenden vorzüglich sehr unangenehm ist.

Ich bin in Ost und West, in Süd und Nord bekannt,
Doch wird mein Name jezt mit Abscheu nur genannt.
Es sänken der Monarchen Throne,
Es fiele jedes Fürsten Krone,
Wär' ich in jedem Staat nur hundert an der Zahl.
Nun rathet, wer ich bin; ihr kennt mich allzumahl.

Auflösung der Räthsel.

I. Rom.
II. Gast.
III. Eulenspiegel.
IV. Ideal.
V. Babel.
VI. Klopstok.
VII. Spaß.
VIII. Die Bibel.
IX. Hof.
X. Wieland.
XI. Saron.
XII. Voltaire.
XIII. Grange.
XIV. Beil.
XV. Hanswurst.
XVI. Eine Mumie.
XVII. Flora.
XVIII. Greis.
XIX. Referendarius.
XX. Kaffee.
XXI. Pharao.
XXII. Effroi.
XXIII. Kleber.
XXIV. Die Landenge Suez. *)
XXV. Marat.

*) Sie trennt durch einen schmalen aber felsichten Erdstrich das rothe und mittelländische Meer voneinander. Wäre sie nicht da, so erspahrten sich alle Schiffe, die nach Ostindien gehen, den Umweg um ganz Afrika.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Benkowitz, Karl Friedrich,

Ein Gastmahl von mehr als sechs Schüsseln Mit traulicher Einladung an alle Freunde des höhern Genusses

Breslau 1797

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940659-6